Polen an der Arbeit



F. W. von Oertzen

Albert Langen / Georg Müller / München

F. W. von Oertzen / Polen an der Arbeit

F. W. von Oertzen

Polen an der Arbeit

1932

Albert Langen / Georg Müller, München

I. Kapitel

Ein unvollendeter Versuch

Acht Tage lang hatte die schwarze Bise ununterbrochen auf Genf gestanden. Der schneidend kalte Nordostwind dieses Februars 1932 ließ selbst die manchen Kummer gewohnten Möwen des Genfer Sees, den die Lausanner aus Konkurrenzgründen Lac Leman nennen, nervös und Wärme suchend hin- und herflattern. Kein Wunder also, daß die Delegierten und Sachverständigen dieser unvorschriftsmäßig langen Ratstagung, ebenso wie die Journalisten aus allen Ländern dieser bewohnten Erde, den Weg vom Hotelviertel zu beiden Seiten des Pont du Montblanc zum Völkerbundsgebäude nur dann unternahmen, wenn irgendeine vollendete oder erwartete Sensation es notwendig erscheinen ließ, sich der unabwendbaren Genfer Grippe auszusetzen, die an den bisedurchwehten Kais zu Hause ist.

Doch allen Gefahren zum Trotz kommen die großen Tage dieses Februars Schlag auf Schlag. Die erste Woche der Abrüstungskonferenz mit täglichen Redesensationen im Bâtiment Electoral: Henderson, Sir John Simon, Tardieu, Brüning, Grandi, Litwinow — man muß dabei sein, man muß berichten, man muß arbeiten. Kein Wetter gilt als Entschuldigung. Fieber bis zu 39 Grad darf kein Grund sein, im Bett zu bleiben. Man hetzt von der Abrüstungskonferenz des Vormittags in die geheimen oder öffentlichen Ratssitzungen am Nachmittag. Der Ferne Osten brennt. Das Wort Krieg beherrscht die Atmosphäre. Gegen den Krieg am Morgen, über den Krieg am Nachmittag — das ist das Thema von Genf in diesem wilden, frostdurchklirrten Monat.

Die Japaner haben eine neue Division bei Schanghai eingesetzt. Ein Bericht des Konsularkorps aus dieser heute meistgenannten Stadt der

Welt liegt dem Rate vor. Was wird geschehen? Wie wird Paul-Boncour, der Präsident dieser Ratstagung, reagieren? Wie wird der steinern höfliche Japaner Sato sich verteidigen, wenn neue schauerliche Kriegsberichte verlesen werden, wenn der Hauch dieses Krieges, der, soll der Völkerbund noch einen Sinn haben, kein Krieg sein darf, die Hunderte von Journalisten und Sachverständigen streift, die in der gedrängt vollen Glasveranda des Völkerbundsrates den Worten des berichtenden chinesischen Delegierten lauschen? Weltpolitik morgens, Weltpolitik mittags, und schließlich Weltpolitik abends, wenn die abgehetzten Journalisten die Telephonkabinen des Pressesaals mit dem nicht viel bequemeren Aufenthalt in der rauchgeschwängerten engen Brasserie Bavaria vertauschen, um hier bei einem »Petit blond« mit Saucisses Francfortli letzte Informationen auszutauschen und einzuhandeln.

Es gibt so viel Großes zu hören und zu berichten, so viele weltpolitische Kombinationen wollen verwertet und weitergesponnen sein, daß es im Pressesaal des Völkerbundes fast übersehen wird, als eines Tages an der Tafel, wo die Sitzungen des Rates bekanntgegeben werden, eine unscheinbare Bekanntmachung hängt: Heute nachmittag öffentliche Ratssitzung, einziger Punkt der Tagesordnung: Die Memelfrage.

Achselzuckend gehen ein paar Amerikaner an dieser Bekanntmachung vorbei. Memel, was ist das? Ein kleiner Fetzen Land da oben irgendwo im Nordosten des fernöstlichen Europas. Ein Kundiger erinnert sich: gehört zu Litauen, dessen bürstenköpfiger Diktator, der Professor Woldemaras, mit seinen Vierstundenreden über Wilna jahrelang der Schrecken von Genf war. Sie sind sich darüber klar: diese Ratssitzung bedeutet einen freien Nachmittag. Wen interessiert es in der Welt, ob dort oben ein unbekannter Herr Merkys einen ebenso unbekannten Herrn Böttcher seines höchst unwichtigen Amtes enthoben hat? Man bedauert nur die vierzehn Ratsmitglieder ein wenig, die ihre kostbare Zeit an solche Dinge verschwenden sollen.

Der kleine weiße Zettel mit dem Worte Memelfrage ist schnell vergessen. »Querelle allemande«, murmelt halb spöttisch, halb gleichgültig ein Franzose. Es gibt Wichtigeres als la Question de Memel.

*

Nur allmählich füllt sich am Nachmittag der Ratssaal. Die Journalisten aus Amerika, aus England, Frankreich, Japan, Südafrika, vom Balkan und aus Australien horchen einmal flüchtig hinein. Man kann in diesen aufgeregten Tagen nicht wissen, ob nicht vielleicht doch unerwartet ein wirklich interessantes Thema zur Diskussion kommt. Ein wenig gelangweilt versinken die Ratsmitglieder in ihren hochlehnigen Stühlen um den blauen, hufeisenförmigen Ratstisch. Auf dem Präsidentenstuhl Paul-Boncour. Bis vor ein paar Minuten noch hat er sich mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Die Plenarsitzung der Abrüstungskonferenz am Sonntag war zwar nicht aufregend, aber die Gerüchte, die Nachrichten, die gegen Mittag aus Paris eintrafen, sind wichtig und erregend. In der Pariser Kammer geht der Kampf um die Reform des Wahlrechts. Das Kabinett Laval kann unter Umständen gestürzt werden. Nun, Paul-Boncour ist mit diesem Kabinett sicherlich nicht verheiratet. Aber angenehm wäre eine Krise doch nicht. In ein paar Tagen werden die Deutschen ihre vom Reichskanzler Brüning angekündigten Vorschläge für die Abrüstung vorlegen. Dem wird man begegnen müssen. Und dazu braucht man eine voll verhandlungsfähige französische Delegation. Ein Kriegsminister in statu demissionis ist keine überzeugende Autorität mehr.

Paul-Boncour ist ein wenig abwesend, als er den Hammer des Präsidenten zur Hand nimmt, einen leichten Schlag auf den Tisch führt und die vorgeschriebenen Eröffnungsworte murmelt: »La séance est ouverte.« Und automatisch klingt das Echo des englischen Übersetzers: »Meeting is opened.«

»Das Wort hat Monsieur le Délégué du Reich.«

Langsam und bedächtig legt Staatssekretär von Bülow den ausgearbeiteten Schriftsatz, der die deutsche Beschwerde über die Verletzung des Memelstatuts durch Litauen enthält, vor sich auf den Tisch. Ein klein wenig stockend, fast eintönig liest er den französischen Text vor. Die Darstellung der Verhältnisse im Memelgebiet ist genau abgewogen. Sie entspricht in allen Einzelheiten den Tatsachen. Man hört, daß es fadenscheinigste Vorwände waren, die dem litauischen Gouverneur von Memel, Merkys, die Handhabe dazu bieten mußten, das deutsche Landesdirektorium seines Amtes zu entsetzen. Man hört, daß dieser Gewaltstreich nur der Schlußstein eines ganzen Systems ist, das bezweckt, das deutsche

Memelgebiet allmählich auch innerlich mit Litauen zu vereinigen. Man hört, auf welche Art und Weise die Autonomie dieses von Deutschland losgerissenen Gebietes illusorisch gemacht werden soll, obwohl vier Großmächte und der Rat des Völkerbundes als Garanten dieser Autonomie zeichnen.

Am untersten Ende des Ratstisches sitzt aufmerksam und gespannt der litauische Außenminister Zaunius, den Paul-Boncour zu Beginn der Sitzung gebeten hat, am Ratstisch Platz zu nehmen. Hinter ihm das rötlich frische Gesicht des früheren litauischen Gesandten in Berlin Sidzikauskas, den die Polen um seiner hochblonden Haarlocken willen spöttisch »den litauischen Lohengrin« nennen. Immer wieder, wenn die ruhige gleichmäßige Stimme Bülows irgendeine besonders prägnante Stelle der deutschen Beschwerde ein wenig heraushebt, schießt der blonde Kopf an das Ohr des Kownoer Außenministers, ihm für die Entgegnung noch einen letzten Ratschlag zu geben. Neben Zaunius sitzt halb in Schlaf versunken der Vertreter Chinas, Dr. Yen. Es ist noch nicht allzu lange her, daß er sein Déjeuner beendet hat, und zudem versteht er kein Französisch. Er hat eine ungefähre Ahnung, daß die Verlesung eines Berichtes, der über neun Schreibmaschinenseiten umfaßt, etwa eine halbe Stunde in Anspruch nimmt. Während dieser Zeit kann man also ganz beruhigt einen kurzen Nachmittagschlaf halten. Und schließlich ist es auch kein nicht wieder gutzumachender Schade, wenn man auch noch einen Teil der englischen Übersetzung verschläft. Es geht ja nur um Memel.

Staatssekretär von Bülow ist mit der Verlesung seines Schriftsatzes fertig. Er macht eine höfliche Kopfbewegung gegen Paul-Boncour: »La traduction.« Der englische Übersetzer erhebt sich, und die deutsche Beschwerde wird nun von ihm noch einmal eine halbe Stunde lang auf englisch vorgelesen. Die Ratsmitglieder, die dem französischen Vortrag gefolgt sind, fühlen sich doppelt und dreifach berechtigt, jetzt eine geistige Erholungspause einzulegen.

Die ersten zehn Sätze der englischen Übersetzung gehen unter in der Unruhe des Zuhörerraumes, aus dem die Journalisten flüchten, um draußen in der Wandelhalle vor dem Pressesaal schnell ihren Tee zu trinken oder auch schon den Beginn eines Berichtes zu verfassen. Dr. Yen wird durch die Unruhe in seinem wohlverdienten Mittagsschlafe nicht ge-

stört. Er erwacht erst, als nach Verlesung der Übersetzung der neben ihm sitzende Zaunius das Wort zu seiner Entgegnung erhält.

Die Ausbildung eines preußischen Verwaltungsbeamten ist nicht zu verachten. Man merkt das jetzt. Der Herr Außenminister Zaunius, der in Heidelberg Jura studierte und später ein königlich preußischer Assessor mit nicht übertrieben großen Karriereaussichten war, ist jetzt ein Staatsmann, der in diesem Augenblick das Ohr der ganzen Welt hat, soweit ihr nicht, wie dem Nachbar von Zaunius, Dr. Yen, das harte östliche Französisch des Dr. Zaunius unverständlich bleibt, und soweit sie nicht gerade schläft.

Der Herr Assessor-Außenminister hat eine feste Marschroute aus Kowno mitbekommen: möglichst viel ist einfach zu bestreiten. Im übrigen ist zu behaupten, daß nicht Litauen, sondern der abgesetzte Landespräsident von Memel, Böttcher, das Memelstatut verletzt habe. Für diese Behauptung gibt es zwar keinen Beweis, aber das schadet nichts. Hier ist ja kein Gericht. Man stellt der deutschen Darstellung einfach die eigene gegenüber. Dann steht Behauptung gegen Behauptung. Die internationale Höflichkeit verbietet es, an den Worten des Herrn Vertreters von Litauen zu zweifeln. Man ist ein Ehrenmann. An diesem internationalen Ratstisch sitzen lauter Ehrenmänner; und wohin sollte es führen, wenn einer dieser Ehrenmänner Zweifel an der Glaubwürdigkeit eines andern hätte! Mögen sie denken, was sie wollen! Es kommt nicht darauf an, was sie denken. Von Gewicht ist nur das Wort, und auch das nicht von übertrieben großem. Worte sind sogar billig. Aber in dieser Atmosphäre und an diesem Platz sind sie das einzige Greifbare.

Doch Staatssekretär von Bülow hat Dinge gesagt, hat Tatsachen festgestellt, die peinlich sein könnten. Auf alle Fälle widerspricht es dem Memelstatut, wenn sich litauische Panzerwagen und bewaffnete Militärpatrouillen in den Straßen der Stadt Memel zeigen. Wenn Dinge von dieser Art unwidersprochen bleiben, kann man nicht gut die Behauptung aufstellen, daß die Zustände im Memelgebiet vollständig normal seien, und daß deshalb der hochverehrliche Völkerbundsrat keinerlei Veranlassung habe, sich überhaupt mit der Memelfrage zu beschäftigen. Aber es ist schlecht, Tatsachen zu bestreiten, für die Herr von Bülow mit höflichem Lächeln die Beweisführung durch Vorlage von Photographien angeboten hat. Gegen Photographien helfen Worte nur wenig.

Nervös trinkt Zaunius schon das zweite Glas Wasser. Er hat noch heute früh mit Herrn Merkys in Memel telephoniert. Er ist erstaunt, er ist ganz aufrichtig erstaunt und überrascht über das, was Monsieur le Délégué du Reich hier soeben vorgebracht hat. Er ist um so erstaunter, als ja die Bevölkerung des Memelgebietes seit Hunderten von Jahren rein litauisch ist. Gewiß, diese rein litauische Bevölkerung hat bei den letzten Wahlen zu mehr als 75 Prozent für Parteien gestimmt, die deutsch sind. Aber das hat natürlich mit ihrer treu litauischen Gesinnung nicht das geringste zu tun.

Merkwürdig bleibt es ja, daß diese braven Litauer sich über die Amtsenthebung eines Deutschen so erregen. Herr Zaunius wird etwas verwirrt. Er macht eine kleine Pause. Es ist schwierig, zwei einander so widersprechende Tatsachen in Übereinstimmung zu bringen. Die Gedanken rutschen ihm ein wenig durcheinander. Er vergißt seine bildschöne Deduktion, daß die Bevölkerung des Memelgebiets litauisch sei. Die unerwarteten Panzerwagen des Staatssekretärs von Bülow haben in die scheinbar unerschütterliche Front seiner Behauptungen ein unangenehmes Loch gefahren. Das muß verstopft werden. Aber selbst das dritte Glas Wasser erfüllt diesen Zweck nicht. Zaunius wirft einen halb verzweifelten, halb hilfesuchenden Blick über den Ratstisch. Und was er sieht, beruhigt ihn. Sein Nachbar Yen schläft schon wieder. Paul-Boncour denkt sichtlich an ganz etwas anderes. Der Japaner Sato sitzt höflich gelangweilt da. Der Vertreter Englands macht ein Gesicht, als ob er nicht sehr perfekt im Französischen sei. Die anderen Ratsmitglieder überlegen in dieser Gedankenpause kaum etwas anderes als die wichtige Frage, wie lange wohl Herr Zaunius noch sprechen werde.

Die Situation ist also gar nicht so ungünstig. Und mit eiserner Stirn gibt der litauische Außenminister die Erklärung ab, daß ihm, wie er nur wiederholen könne, von Panzerwagen zwar nichts bekannt sei, daß aber etwaige Sicherungsmaßnahmen der Polizeibehörden in Memel wahrscheinlich durch die leider sehr unfreundliche und drohende Haltung der Bevölkerung notwendig geworden seien.

Wenn die Mitglieder des hohen Völkerbundsrates sich wirklich für das Verhandlungsthema interessierten, so wäre jetzt die Sache Litauens verloren. Einen krasseren Widerspruch gibt es nicht. Entweder ist die

Bevölkerung des Memelgebietes litauisch — dann wäre es Wahnsinn, wenn sie gegenüber einer rein antideutschen Maßnahme des Gouverneurs eine drohende Haltung einnähme —, oder aber sie nimmt eine drohende Haltung ein; und dann ist das der Beweis für die Unrichtigkeit der vorhin aufgestellten Behauptung. Aber Zaunius hat richtig kalkuliert. Niemand hat aufgepaßt, niemand hat diesen Widerspruch bemerkt, niemand wird ihn bemerken, selbst dann nicht, wenn Herr von Bülow ihn später festnagelt. Man bemerkt ihn deshalb nicht, weil das ganze Thema höchst uninteressant ist. Man überhört ihn, weil hier Deutschland Klage führt und niemand an diesem Tisch sitzt, dem es der Mühe wert schiene, sich für eine Sache einzusetzen, an der Deutschland interessiert ist.

Die Debatte zwischen Bülow und Zaunius geht hin und her. Niemand außer den beiden beteiligt sich daran. Uninteressiert erteilt Paul-Boncour bald dem einen, bald dem andern das Wort: Traduktion, Translation. Die Übersetzer funktionieren. Geistbeseelte Automaten, Gedächtnis- und Sprachwunder gleichzeitig. Im Raum der Journalisten ist ein Kommen und Gehen. Es hat den Anschein, als harrten nur die Deutschen auf ihren Plätzen aus. Doch dieser Schein trügt. Außer ihnen sind noch eine Reihe Journalisten im Saal, die den Auseinandersetzungen angespannt folgen: die Polen.

Hinter der Schranke der Sachverständigen und der Delegationsmitglieder blitzt das Monokel des Pressechefs der polnischen Delegation. Herr Rücker ist interessiert. Nicht umsonst hat er eine Reihe von Jahren in Danzig zugebracht. Dort war er der Chefredakteur einer Zeitung, deren deutsche Lettern vom polnischen Außenministerium sehr reichlich bezahlt wurden. Die »Baltische Presse« hat jahrelang in deutscher Sprache Propaganda für Polen gemacht; und als ihr Charakter schließlich so bekannt war, daß die Propagandawirkung ernstlich zu leiden begann, wurde der Chefredakteur, Herr Rücker, als Anerkennung für seine Dienste in den polnischen Staatsdienst übernommen. Nun ist er hier in Genf und interessiert sich außer für seine Propagandaaufgaben, denen er im Speisesaal des Hotels »Richemond« mit Eifer und Geschick obliegt, auch für die deutsch-litauische Memelfrage. Denn schließlich ist die staatsrechtliche Struktur des Memelgebiets von der Danzigs nicht allzu sehr verschieden. Vielleicht kann man hier noch etwas lernen.

Herr Rücker wirft einen suchenden Blick zu seinem Delegationschef Zaleski hinüber, der scheinbar uninteressiert zur Linken von Sato am Ratstisch sitzt. Niemand wird es August Zaleski anmerken, wenn er innerlich gespannt ist. Sein großflächiges, ein wenig bäuerliches Gesicht bleibt unverändert. Die klugen kleinen Augen sind halb geschlossen, und nur ein sehr aufmerksamer Beobachter wird an dem gelegentlichen, fast unmerklichen Zucken in den Augenwinkeln erkennen, daß dem polnischen Außenminister nicht ein Wort von den ganzen Auseinandersetzungen entgeht.

Wieder hat Herr Zaunius eine Viertelstunde lang gesprochen. Die Übersetzung ist beendet. Paul-Boncour fährt sich nervös mit der rechten Hand durch den weißen Haarschopf. Er wirft einen halb hilfesuchenden Blick auf die große Uhr im Ratssaal. Es ist halb sieben. Hören denn diese beiden Leute noch immer nicht auf? Eine winzige Pause entsteht. Jetzt erwacht Paul-Boncour. Jetzt schiebt er sich mit unvergleichlicher Gewandtheit ein. Wenn der Redestrom zu versiegen beginnt, wenn die beiden Gegner abgekämpft sind, dann scheint die Zeit für das allein seligmachende Kompromiß zu nahen. Es muß ja etwas geschehen. Man kann bei dieser kleinen Memelangelegenheit nicht dieselbe Hilflosigkeit zeigen, wie bei der großen Frage des Konflikts im Fernen Osten. Es braucht ja gar nicht viel zu sein, was geschieht. Aber das Dekorum muß gewahrt werden.

Wie macht man das? Ohne irgend jemand zu verletzen natürlich. Das sicherste, stets einwandfrei funktionierende Mittel besteht darin, daß man einen Bericht verfassen läßt. Ein Bericht hat noch nie etwas geschadet. Er hat allerdings auch sehr selten etwas genützt. Aber ist das denn auch sein Zweck? Also ein Bericht. Der norwegische Ratsdelegierte Colban soll ihn verfassen. Die Juristen des Völkerbundssekretariats werden ihn hilfreich unterstützen. Der Bericht wird Punkte haben. Erstens, zweitens usw. Man wird ihn zur Kenntnis nehmen, wie man das mit Berichten so tut.

»Also, bitte, Herr Kollege Colban. Sie werden die Freundlichkeit haben, einen Bericht zu machen, den wir uns hier an diesem Tisch ansehen werden.«

Der norwegische Delegierte Colban ist ein Fachmann auf diesem Gebiet. Minderheitenfragen stehen ihm ebenso selbstverständlich zu Gesicht wie der blitzende Kneifer auf seiner Nase. Das wird gar nicht viel Zeit

in Anspruch nehmen. Ein liebenswürdiges Kopfnicken gegen Signore Pilotti hin, der am Ratstisch neben Paul-Boncour auf dem Platz Italiens sitzt, ein Blick hinüber zu dem Japaner Harada, dem als Untergeneralsekretär des Völkerbundes seit zehn Jahren die Genfer Luft so gut bekommen ist, daß sein Körpergewicht selbst in den wildesten Arbeitswochen nicht mehr unter hundertzehn Kilo hinuntergeht. Das Ganze wird eine Kleinigkeit sein. An diesem Tisch wird man doch wohl nicht länger als zwei und eine halbe Stunde brauchen, um diese leidige Memelfrage aus der Welt zu schaffen.

Paul-Boncour wendet das feingeschnittene Gesicht nach rechts zu dem Staatssekretär von Bülow. Er erwartet dessen Zustimmung. Mit bedächtigen englischen Sätzen erklärt sich der deutsche Vertreter mit dem Vorschlage einverstanden. Schön, man solle einen Bericht machen. Aber wie lange würde das dauern? Deutschland stehe auf dem Standpunkt, daß die jetzigen Zustände im Memelgebiet ungesetzlich seien. Der Völkerbund könne diesen illegalen Zustand nicht indirekt dadurch gutheißen, daß er jetzt einen Bericht anfertigen lasse und womöglich wochenlang nichts anderes beschließe.

Herr Colban ist ganz überlegene Liebenswürdigkeit. Er glaubt dem Staatssekretär von Bülow versichern zu können, daß er sehr schnell arbeiten wird. Höchstens zwei oder drei Tage werde es dauern, bis er fertig sei.

Ein wenig resigniert zuckt Bülow die Achseln. Was soll er tun? Er könnte mit der Faust auf den blauen Fries des Ratstisches schlagen. Das hätte den Erfolg, daß einige der unaufmerksamen Teilnehmer an dieser Sitzung aus ihrem Halbschlaf erwachten. Aber etwas anderes wäre damit nicht erreicht. Bülow weiß zu genau, daß diese schnurrende Maschine unter keinen Umständen etwas anderes als einen Bericht ausspeien wird, und deshalb gibt er nach.

Am unteren Ende des Tisches ist inzwischen eine erregt tuschelnde Auseinandersetzung zwischen den Litauern entstanden. Man sieht Herrn Zaunius einige abwehrende Handbewegungen machen. Er nickt ein paarmal energisch mit dem Kopf zu den Bemerkungen, die Herr Sidzikauskas ihm ins Ohr flüstert, und dann bittet er ums Wort.

Jetzt ist es gleich zu Ende, denken die alten Routiniers im Saal. Der

eine hat zugestimmt, der andere wird nicht widersprechen. Das gibt es hier nicht, besonders wenn dieser andere der Vertreter einer Macht vierten Ranges wie Litauen ist. Doch sie haben sich getäuscht. So einfach gibt der alte preußische Assessor nicht nach. Er zwingt sein Gesicht zu einem säuerlich höflichen Lächeln und erklärt, daß er leider dem Vorschlage der Herren Paul-Boncour und Colban nicht zustimmen könne.

Ein kurzes rauschendes Erstaunen geht durch den Saal. Man ist es aus diesen letzten Tagen und Wochen gewöhnt, daß der Japaner Sato sehr leise und mit unmißverständlicher Drohung immer wieder den Rat daran hindert, zu irgendeinem Entschluß in der Frage des fernöstlichen Konfliktes zu kommen. Aber dieses hier ist neu. Das ist schon beinahe eine Ungeheuerlichkeit. Wer ist Herr Zaunius? Wer ist die Regierung in Kowno, daß sie es wagen könnten, einem Vorschlag des französischen Ratspräsidenten Paul-Boncour zu widersprechen?

Einer der Pressezeichner im Raum der Journalisten beginnt plötzlich mit eiligen Strichen den harten Kopf von Zaunius aufs Papier zu werfen. Jetzt, nach zweieinhalb Stunden, ist sein Interesse an diesem Manne plötzlich erwacht.

Nervös spielt die rechte Hand Paul-Boncours mit dem Hammer des Ratspräsidenten. Colban hat den Kopf halb umgewendet und sieht mit ärgerlichem Erstaunen zu dem Litauer hinüber. Einen Moment scheint es so, als ob Zaunius selbst von der Wirkung seines Widerspruches verblüfft und verwirrt wäre. Sein Gesicht rötet sich. Aber nun kann er nicht mehr zurück. Ein Wort steht groß und drohend, losgelöst vom Sprecher selbst, über den Häuptern der Ratsmitglieder — das Wort »Nein«, das hier so ungern gehört wird.

Jetzt muß Zaunius weiterreden. Er reißt sich zusammen. Vielleicht denkt er in diesem Augenblick an irgendeine andere unangenehme Situation seines Lebens. Vielleicht ist dieser Augenblick nicht viel anders als es der entscheidende Moment in seinem Berliner Assessorexamen war. Er muß die Ablehnung begründen. Er weiß nicht, womit. Er weiß nur, daß er es endgültig und unumstößlich tun muß. »Diese Angelegenheit«, so erklärt er, »geht den Rat überhaupt nichts an. Sie ist vielleicht ein Konflikt zwischen Deutschland und Litauen. Aber nicht mehr. Wir bestreiten, daß eine Verletzung des Memelstatuts vorgekommen ist. In-

folgedessen darf der Rat sich mit der ganzen Angelegenheit nicht beschäftigen.«

Das wäre genug, für die vorsichtigen Herren am Ratstisch vielleicht schon mehr als genug. Aber nun ist er in Fahrt. Nun spricht es aus ihm weiter. Man habe ihn aus Kowno hierher zitiert, sich gegen die deutsche Anklage zu verantworten. Er fühle sich als Angeklagter, und er empfinde die Männer am Ratstisch nicht nur als seine Richter, er empfinde sie als eine drohend geschlossene Front gegen sich und seine Regierung. Das spricht er aus. Er müsse befürchten, so erklärt er fast überstürzt, daß der Rat als Ganzes und der Berichterstatter Colban in diesem Falle nicht ganz unparteiisch seien, und deshalb sei es für ihn unmöglich, dem Vorschlage eines Berichtes zuzustimmen.

Auf Colbans Gesicht gefriert das Lächeln zu einer bösartigen Maske. Oh, der Herr litauische Vertreter könne sich darauf verlassen, daß er, der Berichterstatter, so unparteiisch sei, wie man es nur wünschen könne.

Paul-Boncour ist jetzt ganz wach. Ganz mit Energie geladen. Er, der Anwalt, der sein Leben lang der Vertreter einer Partei gewesen ist, er, der als der Vertreter Frankreichs in den jahrelangen Vorverhandlungen über die Abrüstung immer wieder und ganz selbstverständlich allein die Interessen seines Vaterlandes gegen die drohende Rüstungsbeschränkung vertreten hat, fühlt sich von dem Vorwurf der Parteilichkeit aufs Tiefste getroffen. Mit der Eindringlichkeit, die die seltene Gabe des großen Redners ist, spricht er auf den störrischen Litauer ein. Er doziert. Er belehrt. Er wirft sich mit vollem Schwunge auf die Seite Deutschlands. Es ist nicht nur das Recht des Ratsmitgliedes Deutschland, nein, es ist mehr, es ist seine Pflicht, den Rat darauf aufmerksam zu machen, wenn es der Meinung ist, daß eine Verletzung des Memelstatuts vorliege. Die heilige Pflicht des Rates ist es, auf die Unverletzlichkeit der Verträge zu achten.

An diesem Punkt verschluckt sich Paul-Boncour beinah. Es fällt ihm ein, daß er ja hier der unparteiische Ratspräsident ist. Und nun wäre er fast in das altgewohnte französische Fahrwasser der These von der Heiligkeit der Verträge geraten. Also gibt er sich einen kleinen Ruck und fährt fort, daß der Bericht natürlich keineswegs ein Urteil darstellen solle. Im Gegenteil: jedes Ratsmitglied, und selbstverständlich auch der Vertreter Litauens, könne sich über einen solchen Bericht seine eigne Meinung bilden.

Man würde über diesen Bericht diskutieren, und es bleibe Herrn Zaunius unbenommen, seine Ansichten auch weiterhin mit aller Freimütigkeit zu vertreten.

Während dieser kleinen Belehrung hat Herr Harada seine zweihundertzwanzig Pfund mobil gemacht und ist auf Herrn Zaunius zugestürzt. Leise und eindringlich redet er auf ihn ein. Das Interesse der Zuhörer konzentriert sich gänzlich auf diese kleine Szene. Niemand sieht in diesem Augenblick das kurze spöttische Lächeln, das um die glattrasierten Lippen des polnischen Außenministers August Zaleski spielt. Es zuckt nur einen Augenblick auf. Dann scheint das Gesicht wieder unberührt und uninteressiert zu sein. Aber es ist in dieser einen Sekunde August Zaleski schwer gefallen, nicht seinen Kopf zu schütteln. Mein Gott, diese Stümper! Was ist schon ein solcher Bericht wert! August Zaleski hat in seinem Leben andere Dinge erlebt und mit angesehen. Was wollen denn diese Litauer? Sie wollen das Memelgebiet, das ein glücklicher Zufall ihnen gänzlich unverdient in den Schoß geworfen hat, innerlich verarbeiten und zu einem Stück Litauen machen. Das ist für eine Nation von zwei Millionen Menschen eine große und lohnende Aufgabe. Aber wie dumm machen sie das! August Zaleski weiß genau, daß die Deutschen sich ihre Rechte nicht ohne weiteres nehmen lassen. Er hat Erfahrung darin, wie zähe sie jede Position verteidigen, und wie schwer es ist, mit ihnen fertig zu werden. Er erinnert sich noch recht gut jener großen Ratssitzung in Madrid, bei der Gustav Stresemann tat, was Herr von Bülow heute nicht getan hat: bei der er mit der Faust auf den Tisch schlug und den Rat zwang, die Beschwerde der deutschen Minderheit in Polen aufmerksam anzuhören.

August Zaleski wirft einen schrägen Seitenblick auf den feinen grauen Kopf des Staatssekretärs von Bülow. Das ist sicherlich kein dummer Mann. Aber damals mit Gustav Stresemann war es weit schwieriger. Damals galt es wirklich, Dinge zu vertreten, die nach normalen Anschauungen überhaupt nicht vertretbar waren. Und er hat es doch geschafft. Man darf diesen Völkerbundsrat nur nicht reizen. Man darf niemals zeigen, daß man an der Gottähnlichkeit dieser Institution berechtigte Zweifel hegt. Höflichkeit, Liebenswürdigkeit — das ist das Wichtigste. Sachlich kann man tun, was man will. Danach fragt auch keiner. Nur die Form muß gewahrt werden. Darauf kommt es an.

Aber was tut dieser Mann aus Kowno? Er sagt dem Rat des Völkerbundes Grobheiten. Und dann wundert er sich, wenn die Leute böse sind. Es wird ja selbstverständlich trotzdem nichts geschehen. Aber es ist doch sehr gefährlich, alle diese Leute hier in so alberner und überflüssiger Weise zu reizen. Und dann: wie ist denn diese ganze Memel-Angelegenheit überhaupt vorbereitet worden? Da hat ein Gouverneur eine ganz falsche Gelegenheit beim Schopf ergriffen, um so etwas wie ein vollendete Tatsache zu schaffen. Er hat das im sicheren Vertrauen darauf getan, daß heute in der Welt kein Mensch für Memel Interesse haben wird. Dies ist ja nun zweifellos richtig. Aber trotzdem müssen solche Dinge doch etwas sorgfältiger vorbereitet werden. Was macht es für einen albernen Eindruck, wenn Herr Zaunius erst jetzt, da er hier als Angeklagter sitzt, die Behauptung aufstellt, das Memelgebiet sei eigentlich litauisch. So etwas kann doch nicht ziehen. Da muß gründliche Vorarbeit geleistet werden. Und schließlich: Herr Merkys selbst! Der Mann macht einen Staatsstreich und gibt das Einverständnis der Zentralregierung in Kowno damit zu. So etwas Dummes ist doch wirklich noch nicht dagewesen.

August Zaleski würde am liebsten laut auflachen. Gerade die Litauer sollten doch wissen, wie man so etwas macht. Haben sie schon vergessen, daß General Zeligowski selbstverständlich ein Meuterer war, als er Wilna besetzte?

Zaunius am Ende des Ratstisches rudert noch einmal abwehrend mit den Armen, und dann gibt er sich geschlagen. Eigentlich möchte er ja noch etwas sagen. So eine Art von Schlußbemerkung mit irgendeinem kleinen Vorbehalt. Er sucht krampfhaft in seinem Kopf. Aber das dauert ein paar Sekunden. Paul-Boncour sieht es und nützt die Verlegenheitspause. Ein strahlend liebenswürdiges Lächeln huscht über sein Gesicht. Seine Hand faßt den Hammer. Ein leichter knapper Schlag auf den Tisch: »Alors, nous sommes d'accord. La séance est levée.«

Im Hinausgehen treffen sich die Blicke von Zaleski und Rücker. Sie brauchen ihre Empfindungen nicht in Worte zu kleiden. Sie wissen genau, was jeder von ihnen denkt. Aber wenn sie sprächen, würden sie sagen: Wir machen so etwas gewandter.

Und das sieht so aus:

II. Kapitel

Herr Malhomme reitet aus

Man darf sich nicht der irrigen Anschauung hingeben, daß polnische Konsuln in Deutschland ein sorgenfreies Leben führten. Die Konsuln aller Länder haben ihre Bürostunden einzuhalten. Sie haben Besuche zu machen und zu empfangen. Sie müssen repräsentieren. Sie müssen berichten. Sie müssen gelegentlich auch wirklich arbeiten. Selbstverständlich gehört das alles auch zu dem Tätigkeitsbereich eines polnischen Konsuls. Aber damit ist es keineswegs getan. Konsulate pflegen in Orten eingerichtet zu werden, an denen der vertretene Staat besonders stark interessiert ist. Also kann es nicht wundernehmen, daß das Netz der polnischen Konsulate in Deutschland östlich der Oder wesentlich dichter ist als in den westlichen Teilen des Reiches. Eine Ausnahme macht vor allem das westfälische Industriegebiet, in dem es von jeher eine beträchtliche Zahl von polnischen Arbeitern gegeben hat.

Im Osten des Reichs sitzen die polnischen Konsuln als Residenten ihres neu erstandenen Staates in partibus infidelium, und ihre Tätigkeit erschöpft sich keineswegs darin, die geringe Zahl der gläubigen Schäflein, das heißt also in diesem Falle der polnischen Staatsangehörigen, zu betreuen, sondern sie geht darüber weit hinaus und hat das Ziel, den Boden zu bereiten für den Tag, an dem die Amtsbezirke dieser polnischen Beamten von einem wirklichen Wojwoden oder Starosten übernommen werden können. Das hört sich schlimm an. Aber es ließen sich Beispiele genug für diese Behauptung anführen.

Die beamteten Vertreter der polnischen Regierung lassen keine Gelegenheit vorübergehen, bei der sie sich und durch ihre Person den polnischen Staat in vollem Glanze zeigen können. Sie scheuen dabei auch vor körper-

lichen Anstrengungen durchaus nicht zurück. Denn es ist eine Strapaze, wenn der polnische Generalkonsul in Oppeln im Laufe weniger Monate an nicht weniger als zweiundsechzig Veranstaltungen der polnischen Minderheit in Oberschlesien repräsentativ teilnimmt. Da wird nichts ausgelassen. Ob es sich nun um ein Erntedankfest, um die Stiftungsfeier eines Sportvereins oder um die Jubiläumssitzung irgendeiner wirtschaftlichen Minderheitenorganisation handelt — der Generalkonsul Malhomme fehlt nie. Er ist da, er strahlt von Liebenswürdigkeit, und seine Spur ist mit kleinen und größeren Geldspenden gepflastert, die sich zu sehr erklecklichen Summen addieren lassen, wenn man sich dieser Mühe einmal unterziehen will.

Dabei ist immerhin zu bedenken, daß es an sich durchaus nicht zu den Aufgaben eines polnischen Generalkonsuls gehört, die polnische Minderheit in Deutschland zu betreuen. Soweit Oberschlesien in Frage kommt, gibt es dafür internationale Instanzen, die unter der Kontrolle des Völkerbundes stehen, und man mag die brüderlich nationalen Gefühle des Herrn Malhomme für seine Landsleute auf deutschem Boden noch so hoch einschätzen, in seiner Eigenschaft als polnischer Beamter hat er mit ihnen nicht das geringste zu tun.

Aber auch an anderen Stellen arbeiten polnische Konsulate geradezu herzerfrischend offen mit den polnischen Minderheitsorganisationen zusammen. So wurden zu Beginn des Jahres 1932 in den Vorstand der Stettiner Ortsgruppe des Polenbundes an Stelle der bisherigen Vorstandsmitglieder mehrere Beamte des polnischen Konsulats in Stettin gewählt. Die schriftlichen Arbeiten dieser Minderheitsorganisation werden der Einfachheit halber gleich vom Konsulat mit erledigt. Daß dabei auch die Miete für die Räume der Geschäftsstelle des Polenbundes und andere Ausgabenkonten dieser Organisation vom polnischen Konsulat beglichen werden, ist danach wohl kaum mehr besonders verwunderlich.

Der Generalkonsul Malhomme in Oppeln ist ein tätiger und energischer Mann. Er ist schon weit in deutsches Gebiet hinein vorgestoßen. Bis vor nicht allzu langer Zeit hatte er seinen Amtssitz in Beuthen. Aber man war in Warschau anscheinend der Meinung, daß dieser Teil des deutschen Oberschlesiens im Laufe der Zeit genügend bearbeitet worden sei. Und deshalb wurde das Generalkonsulat nach Oppeln verlegt.

Im Gegensatz zu Beuthen besteht die Umgebung von Oppeln vorwiegend aus kleinen Bauerndörfern. Sie ist landschaftlich nicht besonders reizvoll, und man könnte es verstehen, wenn sich jemand, der schöne Ausflüge machen will und obendrein noch im Besitz eines guten Dienstautos ist, in seinen Wagen setzte und ins Riesengebirge oder in die Glatzer Berge führe. Das wäre verständlich, und wenn man Herrn Malhomme auf Ehre und Gewissen fragen wollte, ob er die Umgebung von Oppeln so reizvoll finde, daß er mehrmals in der Woche hoch zu Roß Ausflüge unternehme, so würde er wahrscheinlich mit höflichem Lächeln zugeben, daß ihm reizvollere Gegenden sehr wohl bekannt seien. Aber wenn Herr Malhomme reitet, so tut er das keineswegs nur zu seinem Vergnügen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dem nicht mehr ganz jungen Generalkonsul von seinem Arzt irgendeine gesundheitsfördernde Bewegung verordnet worden ist. Aber wenn das der Fall sein sollte, ist die Art und Weise, in der Herr Malhomme dieser Verordnung nachkommt, wohl kaum im Sinne eines besorgten medizinischen Beraters. Die Hauptsache an den Ausflügen des Generalkonsuls ist nämlich nicht das Ausreiten, sondern das Einkehren. Und es hat noch niemals einen Arzt gegeben, der das Einkehren in kleinen, muffigen Dorfwirtshäusern als besonders gesundheitsfördernd bezeichnet hätte.

Wenn Herr Malhomme reitet, dann reitet er nicht allein. Freunde und Bekannte begleiten ihn, und es ist zumeist eine ganz stattliche Kavalkade, die dann im Laufe des Tages in irgendeinem Dorfe vor dem Wirtshaus hält. Das macht Aufsehen. Und darauf kommt es zunächst einmal an. Voll scheuer Ehrfurcht steht die Dorfjugend in einiger Entfernung da und betrachtet die schönen Pferde und die eleganten Reiter aus der Stadt. Leutselig winkt der Generalkonsul ein paar größere Buben heran. Er möchte mit seinen Begleitern in dem Wirtshaus gern ein kleines Frühstück einnehmen, und in der Zwischenzeit können die Pferde nicht unbeaufsichtigt bleiben. Aus der Rocktasche kommen ein paar blanke Zweimarkstücke zum Vorschein. Jeder der Jungen bekommt ein Geldstück und ein paar freundliche Worte — auf polnisch natürlich —, und wenn er die nicht versteht, so kennt er den Wert des guten deutschen Geldes um so besser.

Herr Malhomme verschwindet mit seinen Begleitern im Gastzimmer.

Ein Blick auf das Schild über der Tür hat ihn belehrt, wie der Wirt heißt. Der Name Kotulla besagt in Oberschlesien gar nichts. Der Mann, der ihn trägt, kann während der Aufstandszeit ebensogut in den Reihen des deutschen Selbstschutzes gestanden haben wie auf der Seite der polnischen Aufständischen. Aber das ist im Augenblick nicht einmal so wichtig. Es kommt darauf an, Eindruck zu machen und bei dem Wirt und seiner Familie die Vorstellung zu erwecken, daß es so noble Leute wie die polnischen Herren aus Oppeln kaum so bald wieder geben würde. Herr Malhomme hat im allgemeinen einen guten Geschmack. In seinen Privaträumen im Oppelner Generalkonsulat werden andere Kognakmarken getrunken, als sie der Wirt Kotulla in seinem Kretscham ausschenkt. Ganz leise und ein wenig bedrohlich ziehen sich die Gedärme des Generalkonsuls zusammen, als er den ersten großen Kognak der Kotullaschen Hausmarke trinkt. Kostenpunkt: fünfzig Pfennig.

Ehrfürchtig gespannt steht der Wirt an der Theke, auf dem Sprunge, neue Bestellungen entgegenzunehmen. Diese Bestellungen lassen nicht auf sich warten. Mit Todesverachtung trinkt Herr Malhomme einen schlechten Kognak nach dem andern. Nicht er allein, seine Begleiter dürfen mithalten. Selbst die Dame, die sich bei der Gesellschaft befindet, darf sich nicht ausschließen. Nur eins bringen die polnischen Herren nicht übers Herz: die im Kretscham übliche Handelsmarke von Zigaretten ist ihnen zu schlecht. Aber auf solche Kleinigkeiten sieht Herr Kotulla schon längst nicht mehr. Immer wieder addiert er im Kopf eifrig die Zeche. Fünf Gäste sind anwesend. Das Essen, das seine Frau in aller Eile in der Küche zurechtgemacht hat, läßt sich beim besten Willen nicht höher als mit eine Mark fünfzig pro Kopf anschreiben. Aber eine Kognakflasche ist schon leer, und von der zweiten sind drei Viertel ausgeschenkt, als Herr Malhomme und seine Begleiter die Wirtsstube wieder verlassen. Der Wirt Kotulla schüttelt den Kopf. Solche Gäste hat er sich schon lange einmal gewünscht. Fünfunddreißig Mark hat der Herr Generalkonsul bezahlt, viel mehr, als eigentlich notwendig war. Und außerdem hat er jedem der Kotulla-Kinder noch eine blanke Mark geschenkt. Das ist wirklich ein feiner Herr. Wenn man den mit den deutschen Beamten vergleicht — o je! Überhaupt, der Herr Landrat hat noch niemals bei Herrn Kotulla am Tisch gesessen. Gewiß, die Oberlandjäger kommen manchmal, und auch

der Obergerichtsvollzieher aus der Stadt trinkt einen kleinen Korn, wenn er wieder einmal bei irgendeinem Bauern vergeblich gepfändet hat. Aber fünfunddreißig Mark Zeche, in diesen Zeiten! Das ist etwas ganz Unerhörtes!

Im ganzen Dorf ist das der Gesprächsstoff für eine Reihe von Tagen. Ja, die Polen — das sind vornehme Leute. Großzügig! Und so freundlich! Die Hand hat der Herr Generalkonsul der Frau Kotulla gegeben, und die Kinder hat er einzeln auf die Backe geklopft.

So reitet Herr Malhomme durchs Land. Heute hier, morgen da. Sein Magen leidet ein wenig. Aber für die gute Sache nimmt er das gern mit in Kauf. Freundlichkeit und ein paar blanke Markstücke haben sich noch immer als gute Propaganda erwiesen, selbst für eine schlechte Sache.

III. Kapitel

Der liebe Gott des Pfarrers Domanski

Der Pfarrer Dr. Domanski in Zakrzewo im Kreise Flatow ist ein streitbarer Herr. Streitbar für die katholische Kirche und streitbar nicht weniger für die Sache des nationalen Polens. Das wäre an sich nichts, was man ihm zum Vorwurf machen könnte, denn es gibt katholische Geistliche in fast allen Ländern der Welt als aktive Politiker, und wenn der Pfarrer Dr. Domanski als Angehöriger der polnischen Minderheit in Deutschland den Vorsitz des Bundes der Polen im Deutschen Reiche übernimmt, so ist es sein gutes Recht, Politik im Sinne der polnischen Minderheit zu treiben. Aber polnische Minderheitenpolitik ist für diesen streitbaren Pfarrer keineswegs nur der Kampf für die kulturellen Rechte der deutschen Staatsbürger polnischer Zunge. Mit all der Energie, die diesem Manne zu eigen ist, vertritt er den Standpunkt, daß nicht nur sein Sprengel, sondern ganz Ostdeutschland ein widerrechtlich von Polen losgerissener Teil des großen polnischen Staates sei. Das ist nicht ganz die Loyalität, die der Bund der Polen in Deutschland bei allen offiziellen Gelegenheiten möglichst sichtbar auf seine Bundesfahne schreibt; und es ist für einen deutschen Staatsangehörigen, der obendrein ein Lehrer der christlichen Nächstenliebe sein will, schon eine ganz beachtliche Leistung, wenn er Aussprüche tut, wie der Dr. Domanski am 13. November 1929, als er in einer Wahlversammlung sagte: »Wir Polen auf deutschem Gebiet fürchten uns nicht vor der deutschen Regierung, denn in unserem geliebten Polenland sind ja auch die Deutschen. Wenn uns hier etwas passiert, können wir damit rechnen, daß wir es ihnen auch vergelten lassen.« Der christliche Pfarrer und deutsche Staatsangehörige, der von seinem geliebten Polenlande spricht und die ein wenig heidnische Theorie

des »Auge um Auge und Zahn um Zahn« predigt, begnügt sich jedoch mit dieser politischen Betätigung keineswegs. Wahlversammlungen und das Rednerpult bei weltlichen Veranstaltungen erscheinen ihm nicht ausreichend. Er kennt die katholische Bevölkerung im deutschen Osten gut genug, um zu wissen, daß der wirkliche Einfluß auf die einfachen Menschen dieser Landstriche nicht vom Politiker, sondern vom Pfarrer ausgeübt wird. Und deshalb wird der liebe Gott des Pfarrers Domanski zu einem Polen, die Mutter Gottes ist die polnische Königin, und der Pfarrer Domanski ist ihr Prophet, wenn auch nur ein kleiner und ein Prophet des Hasses.

Man kann kein wahrer Katholik sein, wenn man Deutscher ist. Diese These des Pfarrers Domanski klingt vielleicht ein wenig simpel, aber man darf nicht bezweifeln, daß sie in unendlich vielen Fällen schon ihre Wirkung getan hat und weiterhin ihre Wirkung tun wird. Die einfachen Bauern und Landarbeiter des Kreises Flatow, die der geistlichen Fürsorge des Pfarrers Domanski ausgeliefert sind, müssen in die schwersten Gewissenskonflikte kommen, wenn ihnen eine Respektsperson wie der Herr Pfarrer in einer öffentlichen Versammlung sagt: »Wer ein wahrer Katholik werden soll, dem gibt der liebe Gott schon die polnische Zunge mit auf die Welt. Ein Katholik, der nur deutsch spricht, ist beinahe einem Protestanten gleichzuachten.« Man muß sich vor Augen halten, welche überragende Stellung ein Pfarrer in einer kleinen dörflichen Gemeinde einnimmt, um ermessen zu können, wie stark der Druck ist, der auf die Widerstrebenden ausgeübt wird. Die überwiegende Masse der ländlichen Bevölkerung gerade der östlichen Grenzkreise ist stark religiös eingestellt, und das Wort des Pfarrers gilt ganz selbstverständlich mehr als das jedes andern Menschen. Die kirchlichen Feiern, die Trauungen, Taufen und Begräbnisse sind die Höhepunkte des einfachen und eintönigen Lebens dieser kleinen Bauern, und der Zorn des Pfarrers wiegt schwerer als die Ungnade der Behörden, die weit fort in der Stadt als dunkle und beinahe anonyme Mächte thronen.

*

Der Kriegsbeschädigte Paul Stachnick ist ein armer Teufel. In der heutigen Zeit eine Frau und fünf Kinder ehrlich durch die Welt zu brin-

gen, ist keine Kleinigkeit. Paul Stachnick hat keinen Hof, der ihm Rückhalt geben könnte. Paul Stachnick gehört im Dorfe Zakrzewo zu den Ärmsten. Er nimmt jede Arbeit, die er bekommt, und seine Frau, die Stachnick-Maria, kann derweil auch nicht zu Hause sitzen, sondern muß sehen, daß sie irgendwo eine Kleinigkeit zu dem kümmerlichen Lohn ihres Mannes hinzuverdient. Da ist es schon eine Last, auf die fünf Kinder aufzupassen, von denen das älteste zehn und das jüngste anderthalb Jahre alt ist. Die älteren sind ja wenigstens am Vormittag in der Schule einigermaßen untergebracht. Aber die Kleinen. Was macht man mit ihnen, wenn nicht irgendeine gutmütige Nachbarin hin und wieder nach ihnen sieht?

Unter diesen Umständen ist Paul Stachnick froh, als eines Tages einer der angesehenen Dorfbewohner zu ihm kommt und ihm vorschlägt, die beiden kleinsten Kinder in den polnischen Kindergarten zu geben. Dort wird man für sie sorgen. Sie haben ihre gute Pflege und obendrein gibt es bei allen möglichen Gelegenheiten kleine Geschenke für die Kinder, manchmal sogar ein paar Kleidungsstücke oder Schuhe, und das ist angenehm und bei dem schmalen Einkommen der Stachnicks eine recht fühlbare Erleichterung. Doch Paul Stachnick weiß, daß das Dorf Zakrzewo nicht die Welt ist, und er hat den Wunsch, daß später einmal seine Kinder sich nicht so mühsam als Gelegenheitsarbeiter durchs Leben schlagen sollen, wie er das tun muß. Deshalb macht er zur Bedingung, daß die Kleinen im Kindergarten und die beiden Großen, die er nun selbstverständlich auch in die polnische Schule schickt, wenigstens so viel deutschen Unterricht erhalten, daß sie deutsch sprechen, lesen und schreiben können. Bereitwillig wird ihm das zugesagt, aber bald merkt er, daß diese Versprechungen nicht gehalten werden. Wenn er am späten Nachmittag von der Arbeit kommt, sieht er, daß die Schularbeiten seiner Kinder alle nur polnisch sind. Zuerst nimmt er das nicht tragisch. Aber als es Monate und Monate so geht, wird er mißtrauisch, und dann kommt der Tag, an dem er sich doch dazu entschließt, seine Kinder aus der polnischen Schule und dem polnischen Kindergarten herauszunehmen und wenigstens die ältesten in die deutsche Schule zu schicken. Der Entschluß wird ihm nicht leicht. Denn nun ist wieder die Sorge da, wer auf die Kleinen aufpassen soll. Er wird noch mehr arbeiten müssen, den Ausfall auszugleichen, der dadurch

entsteht, daß seine Frau nicht mehr wie bisher mit verdienen kann, weil man die Kleinen doch nicht gänzlich ohne Aufsicht und Pflege lassen darf.

Eines Tages sitzt Maria Stachnick in ihrer Wohnküche und flickt an den schon allzuoft ausgebesserten Kleidungsstücken ihrer Kinder herum. Auf Besuch ist sie nicht eingerichtet, und schon gar nicht auf so vornehmen, wie er ihr an diesem Tage zuteil wird. Sie ist erstaunt und ein wenig erschreckt, als plötzlich einer der wohlhabendsten Besitzer des Dorfes, Stanislaus Kulpa, vor ihr steht. In seiner Begleitung ist ein feiner Herr, den sie gar nicht kennt und von dem sie erst im Verlaufe des Gespräches hört, daß es der Herr Cezerski aus Flatow sei, der die Aufsicht über die polnischen Minderheitsschulen des Kreises führt. Der feine fremde Herr beginnt die Unterhaltung zunächst sehr freundlich. Er fragt die Maria Stachnick, warum sie denn ihre Kinder aus der polnischen Minderheitsschule genommen habe.

Maria Stachnick ist es nicht gewohnt, mit feinen Herren aus der Stadt lange Unterhaltungen zu führen, und deshalb antwortet sie knapp und vielleicht ein wenig unfreundlich, daß ihr Mann die Kinder weggenommen habe, weil sie in der polnischen Schule kein Deutsch lernten.

Der Herr aus der Stadt schüttelt den Kopf. Sie solle sich das überlegen, meint er. Sie solle es sich recht gut überlegen. Ostern stehe jetzt vor der Tür, und wenn sie ihren Mann dazu überreden könne, die Kinder wieder in die polnische Schule zu schicken, dann werde vielleicht ein besonders reicher Osterhase kommen, und alles werde für die Stachnicks viel schöner werden als bisher.

Einen Augenblick überlegt Maria Stachnick; sie ist schon ein wenig schwankend. Aber was der Herr Cezerski eben im Begriff war zu beginnen, das zerstört jetzt Stanislaus Kulpa, als er sie anfährt, sie wolle sich anscheinend nicht mehr zur polnischen Sache bekennen.

Maria Stachnick kennt Stanislaus Kulpa gut genug, um zu wissen, daß das eine ganz unverhohlene Drohung ist. Der große Besitzer Kulpa ist ein mächtiger Mann im Dorf. Er ist Mitglied des Gemeindevorstands und hat eine Reihe von Ehrenämtern. Wenn er böse auf die Stachnicks ist, kann es ihnen teuer zu stehen kommen. Sie weiß das, aber trotzdem erwacht ihr Trotz. Sie wird sich nicht zwingen lassen zu etwas, was sie nicht will.

Unverrichteter Sache müssen die beiden wieder weggehen. Aber bald merken die Stachnicks, was es mit dem Zorn des Herrn Kulpa auf sich hat. Mit der gelegentlichen Arbeit wird es immer schlechter, und eines Tages ist es so weit, daß Paul Stachnick den Gemeindevorstand um Unterstützung bitten muß. So etwas geht auf dem Dorf anders und ein wenig persönlicher und vielleicht auch menschlicher zu als in der großen Stadt. Das ist ein Vorteil und gleichzeitig eine Selbstverständlichkeit. Also fällt es auch nicht auf, daß das Mitglied des Gemeindevorstandes Kulpa eines Tages wieder zu den Stachnicks kommt, mit ihnen über die Frage der Unterstützung zu sprechen. Da gibt ein Wort das andere, und am Ende der Unterhaltung sagt Herr Kulpa ganz deutlich und unverblümt, daß er leicht dafür sorgen könne, den Stachnicks eine ordentliche Unterstützung zukommen zu lassen. Nur eine kleine Bedingung sei dabei: sie müßten ihre Kinder wieder in die polnische Schule schicken.

Die Stachnicks bleiben fest. Sie haben Vertrauen zu der Rechtlichkeit der deutschen Behörden. Man wird ihnen schon die Unterstützung zahlen, auch wenn sie nicht auf die Bedingungen der Polen eingehen.

Und dann kommt der Tag, an dem Hochwürden Dr. Domanski persönlich in den Kampf um die Stachnick-Kinder eingreift. Er wählt dazu eine Position, die so stark, so unangreifbar scheint, daß jeder Widerstand von vornherein unmöglich sein müßte. Er geht nicht in die Wohnung der Stachnicks, er bittet nicht die Eltern zu sich ins Pfarrhaus, sondern er wählt den Platz, auf dem er nicht als Mensch dem Menschen gegenübersteht, sondern auf dem er als der Vertreter des Christengottes dem sündigen Menschen Absolution zu erteilen hat: er wählt für seine politische Aktion keinen andern Platz als den B e i c h t s t u h l.

Andächtig kniet Maria Stachnick zur Seite des Beichtstuhles, und der Pfarrer Domanski hört ihre schlichten Worte. Er hört die kleinen Verfehlungen und Sünden dieses armseligen Menschen. Er hört sie; er sollte sie trösten, er sollte sie aufrichten, wie es das Gebot seiner Kirche ist. Aber er hat für sie nichts anderes als die Frage, ob Maria Stachnick für sich und ihre Kinder etwa gar ein deutsches Gebetbuch habe. Maria Stachnick verneint das. Sie, ihr Mann und ihre Kinder haben stets in der polnischen Sprache gebetet. Sie besitzen nur ein polnisches Gebetbuch. Aber der Pfarrer ist nicht zufrieden. Ihm kam es bei seiner Frage ja auch gar

nicht auf die Antwort an, die er im vorhinein gekannt hat. Diese Frage sollte ja nichts anderes sein als die Einleitung zu dem entscheidenden Vorstoß. Langsam und bedächtig wendet er den Kopf zu Maria Stachnick, und scharf, fast bösartig kommen die Worte aus seinem Munde: »Du bist aber eine Deutsche, weil du deine Kinder in eine deutsche Schule schickst.« Maria Stachnick will antworten, aber der Pfarrer läßt ihr dazu nicht die Zeit. Aus dem Beichtstuhl heraus hört Maria Stachnick jetzt die Worte: »Schick doch wenigstens ein Kind in die polnische Schule. Wer ist daran schuld, daß du die Kinder aus der polnischen Schule herausgenommen hast?« Die kniende Frau vor dem Beichtstuhl ist in diesem Augenblick so erschüttert, daß sie nichts zu antworten weiß, als die halbgestammelten Worte: »Ich kann nichts dagegen machen.« Sie hat das Gefühl, als ob ein Berg auf sie herabstürze und sie zu zermalmen drohe. Hier an diesem Platz, in der Kirche, auf den Knien vor dem Pfarrer, der das Heil ihrer Seele in Händen hat, kann sie sich ja gar nicht verantworten. Es kommt ihr sinnlos vor, in diesem Augenblick von allen den Überlegungen und Sorgen zu erzählen, die schließlich dazu geführt haben, die Stachnick-Kinder in die deutsche Schule zu geben. Die Tränen sind ihr nahe. Pfarrer Domanski sieht das, er fühlt die Wirkung seiner Worte genau, aber trotzdem läßt er nicht nach. Nun hat er diese Frau in der Hand, heute muß und wird er zum Erfolge kommen. Und er schließt diese merkwürdige Beichte mit den Worten: »Traurig genug, daß du so einen Mann hast, der die Kinder in die deutsche Schule schickt.«

Maria Stachnick wankt nach Hause. Sie wagt nicht, ihrem Mann von den Worten des Pfarrers etwas zu erzählen. Die nächsten Tage geht sie verstört und verweint umher. Sie hat das Gefühl, irgendeine schwere Sünde auf sich geladen zu haben.

Wenige Tage darauf geht Paul Stachnick selber zur Beichte. Ihn faßt Pfarrer Domanski noch weit schärfer an. Aus dem Beichtstuhl heraus fragt er ihn kurzerhand danach, warum er seine Kinder aus der polnischen Schule herausgenommen habe. Einen Augenblick ist Paul Stachnick völlig erstarrt. Dann durchzuckt ihn die Erkenntnis, weshalb seine Frau in den letzten Tagen so niedergeschlagen gewesen ist. Ist sie nicht wenige Tage vor ihm beim Pfarrer Domanski zur Beichte gewesen? Nun weiß er,

daß der Pfarrer wahrscheinlich seiner Frau dasselbe gesagt hat wie ihm. Dieses Wissen gibt ihm den Mut, dem Geistlichen knapp und klar zu antworten, daß er seine Kinder in die deutsche Schule schicke, weil sie in der polnischen Schule keinen deutschen Unterricht erhielten.

Der Pfarrer im Beichtstuhl ballt die Faust. Diesen Widerstand hat er nicht erwartet. Grob fährt er den knienden Mann an: »Glaubst du deinen Kindern mehr als deinem Geistlichen?«

Langsam hebt Paul Stachnick den Kopf. Schon manchesmal in seinem Leben hat er harte Worte aus einem Beichtstuhl gehört. Aber dieser Ton des Hasses war ihm bisher unbekannt. Der innere Widerstand in ihm reckt sich auf, als er jetzt dem Pfarrer antwortet, die Geistlichkeit habe mit der Schule nichts zu tun, und er als Vater habe allein über seine Kinder zu bestimmen.

Als Abschied gibt ihm Pfarrer Domanski eine Beschimpfung mit auf den Weg: »Du bist *schlimmer* als ein *Bolschewist*, weil du dich *nicht an die polnische Zunge gewöhnen willst.*«

*

Die Geschichte der Stachnicks und ihres Kampfes um ihre Kinder ist kein Einzelfall. Was der Pfarrer Domanski in Zakrzewo oder das Gemeinderatsmitglied Kulpa in diesem einen Dorfe getan und gesagt haben, was sie sicherlich auch heute und morgen noch tun und sagen werden, das geschieht in unzähligen andern Dörfern des deutschen Ostens tagaus, tagein. In dieser und in jener Form, gelinder oder schärfer: die Tendenz ist dieselbe. Die Lehrer der polnischen Schulen, die meist polnische Staatsangehörige sind, fühlen sich nur allzu häufig als die Vertreter des nationalen Polens und als die Werber und Agenten des polnischen Staates. Die Zahl der Fälle, in denen offener oder versteckter Seelenfang betrieben wird, ist unübersehbar groß. Viel größer, als man je nachweisen kann, denn nur ganz besonders krasse Fälle gelangen überhaupt zur Kenntnis einer breiteren Öffentlichkeit.

Da werden Geschenke verteilt und Geldprämien versprochen und manchmal sogar wirklich gezahlt. Da werden Kredite gegeben. Da wird geworben und agitiert. Da wird um die Seele jedes einzelnen Kindes ein er-

bitterter Kampf geführt. In manchen Fällen sind die Methoden von einer bizarren Komik. Dafür das folgende Beispiel.

Der Maurer Paul Praß in Ostpreußen hatte den Lehrer einer polnischen Minderheitsschule beleidigt. Vom Gericht in Allenstein wurde er deshalb zu einer Geldstrafe von fünfzig Mark verurteilt. Fünfzig Mark sind für einen ostpreußischen Maurer heutzutage sehr viel Geld. Und sicherlich war die Miene des Verurteilten nicht sonderlich froh, als er nach der Verkündung des Urteils das Landgerichtsgebäude in Allenstein verließ. Auf der Straße trat ein Herr an ihn heran, der anscheinend die Gerichtsverhandlung mit angehört hatte. Höflich lüftete er den Hut und fragte Praß: »Werden Sie denn die fünfzig Mark bezahlen können?« Ärgerlich und erstaunt blickte der Gefragte auf und antwortete: »Das bleibt mir überlassen.« Aber der freundliche Herr ließ sich durch diese Ablehnung keineswegs stören. »Schicken Sie Ihre Kinder in die polnische Schule«, sagte er, »dann werden wir das bezahlen.«

Der Mann, der dem deutschen Maurer Praß anbot, die fünfzig Mark Geldstrafe zu zahlen, die ein deutsches Gericht ihm wegen der Beleidigung eines Polen auferlegt hatte, war, wie sich später herausstellte, niemand anderes als der Sekretär des polnischen Schulvereins in Allenstein, Bartsch.

Dieser Kampf um die Schulbildung der Kinder polnischer und deutscher Zunge in den östlichen Teilen des Reiches wird nun von der polnischen Seite keineswegs nur deshalb geführt, um den Kindern von polnischer Muttersprache polnischen Schulunterricht zu sichern. Wenn das der Fall wäre, müßte man zwar die Methoden, die in diesem Kampfe angewendet werden, verurteilen, aber man könnte immerhin noch ein gewisses Verständnis dafür aufbringen, daß die Angehörigen der polnischen Minderheit den Wunsch haben, ihre Kinder in Schulen erzogen zu sehen, deren Lehrsprache die polnische Sprache ist. Daß es nicht darum geht, beweisen deutlich Fälle wie der des Maurers Praß und darüber hinaus die ständigen Versuche, polnische Schulen auch an den Orten einzurichten, wo es entweder gar keine oder nur eine verschwindend geringe polnische Minderheit gibt.

Wenn man sich einmal die Mühe macht, eine Übersicht über die polnischen Privatschulen in Preußen zu studieren — im ehemaligen Abstim-

mungsgebiet von Oberschlesien liegen die Verhältnisse etwas anders —, so kommt man zu sehr aufschlußreichen Resultaten. So wurde zum Beispiel die polnische Privatschule in Piasutten im Kreise Ortelsburg am 1. Januar 1932 von einem Kinde besucht, während die Gesamtkinderzahl des Schulverbandes Piasutten hundertvierundfünfzig beträgt. Sechs Kinder besuchten die polnische Schule in Skaibotten im Kreise Allenstein bei einer Gesamtzahl von hundertneun schulpflichtigen Kindern im Dorfe. Drei Kinder bilden den Bestand der polnischen Schule zu Hohendorf im westpreußischen Kreise Stuhm, und private Zwergschulen mit ähnlich niedriger Frequenz finden sich überall in den deutschen Ostgebieten. Häufig kommt es den Polen bei der Errichtung derartiger Schulen nur darauf an, in der Person des polnischen Lehrers, der mit dem Unterricht eines knappen halben Dutzends Kinder natürlich nicht voll beschäftigt ist, einen gut ausgebildeten Agitator in ein ganz deutsches Dorf zu setzen. Die Folge dieser Taktik ist eine zunehmende Beunruhigung und Nervosität der deutschen Bevölkerung, die es nicht versteht, weshalb die Behörden widerspruchslos die ungehemmte polnische Propaganda dulden, die von polnischen Staatsangehörigen getrieben wird. So kommt es denn gelegentlich zu peinlichen Zwischenfällen, die dann wiederum von der großpolnischen Propaganda gegen Deutschland gewendet und skrupellos ausgenutzt werden.

Besonders typisch für diese systematisch herbeigeführte Entwicklung sind die Fälle Nikolaiken und Jedwabno. In Nikolaiken handelte es sich darum, daß im Anschluß an eine Reihe von rein persönlichen Zerwürfnissen zwischen Deutschland und Polen einige Beschädigungen in den Räumen der polnischen Schule vorgekommen sind. Der polnische Lehrer des Ortes Nikolaiken selber hat ausdrücklich erklärt, daß er niemals eine feindliche Einstellung der deutschen Bevölkerung gegen sich wahrgenommen habe. Die deutschen Behörden haben, als die Auseinandersetzungen zu Sachbeschädigungen und Bedrohungen führten, sofort eingegriffen, und die Schuldigen sind zum Teil mit mehreren Monaten Gefängnis bestraft worden. Trotzdem hat die polnische Presse die Behauptung aufgestellt, daß es sich bei den Vorfällen in Nikolaiken um planmäßige Überfälle von organisierten Hitler-Stoßtrupps gehandelt habe, und daß der Landrat der Urheber dieser Überfälle gewesen sei. In der

polnischen Presse erschienen Bilder von der vandalischen Zerstörung der polnischen Schule in Nikolaiken. Diese Bilder sind, wie einwandfrei festgestellt werden konnte, auf Veranlassung des polnischen Schulvorstandes von einem polnischen Photographen gemacht worden. Da aber die tatsächlichen Beschädigungen des Schulraumes keineswegs ausreichten, ein zugkräftiges Greuelbild zu schaffen, haben sich die Herren des polnischen Schulvorstandes nicht gescheut, die Schulräume mit eignen Händen zu demolieren, um sie dann in diesem Zustande photographieren zu lassen. Dieses »Material« hat später in den Verhandlungen des Völkerbundes eine beträchtliche Rolle gespielt, und der Fall Nikolaiken wird noch heute von der polnischen Propaganda bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit in der alten Verzerrung und Übertreibung verwendet, um den Nachweis zu führen, daß die polnische Minderheit in Deutschland grausam geknechtet und terrorisiert werde.

Beinahe tragisch dagegen ist der Fall des ostpreußischen Dörfchens Jedwabno. Hier hatten polnische Agitatoren wochen- und monatelang in der Bevölkerung für die Errichtung einer polnischen Schule agitiert und es schließlich dahin gebracht, daß sich des ganzen Dorfes eine nicht mehr zu steigernde Erregung und Erbitterung bemächtigte. Als nun schließlich eines Tages wieder ortsfremde Polen ins Dorf kamen, um Räume für die Schule zu mieten, rotteten sich die empörten Bauern zusammen, um das Eindringen der Polen mit Gewalt zu verhindern. Wie stets in solchen Fällen, war der hauptsächliche Leidtragende ein gänzlich Unbeteiligter, nämlich der Chauffeur des Autos, das die polnischen Agitatoren in das Dorf gebracht hatte. Der wurde von den Fäusten der empörten Bauern übel zugerichtet. Da die Dorfbewohner sich den Behörden gegenüber strikt weigerten, die Namen der ihnen natürlich wohlbekannten Täter zu nennen, wurden schließlich nicht weniger als hundertundvier Personen, nämlich alle jene Einwohner von Jedwabno, die den Vorfall mit angesehen hatten, wegen schweren Landfriedensbruchs vor Gericht gestellt. Es kam zu einem Monsterprozeß von wochenlanger Dauer, der die ostpreußische Bevölkerung ungeheuer erregte und der von der polnischen Propaganda zu einer wüsten Hetze gegen Deutschland ausgenutzt wurde.

Aber auch in weniger ergiebigen Fällen ist die polnische Propaganda gegen Deutschland, die mit der Agitation für das polnische Schulwesen

in Deutschland Hand in Hand geht und von ihr nicht zu trennen ist, nicht gerade zurückhaltend. In dem ostpreußischen Dorfe Piasutten hatten die Polen eine Minderheitsschule eingerichtet, die am 1. Januar 1932 von einem einzigen Kinde besucht wurde. Die Behörden entschlossen sich deshalb, die Schule, für die ein Bedarf ganz offensichtlich nicht bestand, zum 1. März zu schließen. Am gleichen Tage starb, wahrscheinlich an einer Kohlenoxydgasvergiftung, der polnische Lehrer Lanc, der diese Zweigschule geleitet hatte. Man fand ihn tot in seinem Bett auf, nachdem er mehrere Tage vorher seine Wohnung nicht mehr verlassen hatte, weil er über heftige Brustschmerzen und Atembeschwerden geklagt hatte. Ein Privatarzt und der Kreisarzt aus Ortelsburg untersuchten die Leiche und gaben sie, da kein Verdacht eines gewaltsamen Todes bestand und niemand im Dorfe eine derartige Vermutung geäußert hatte, zur Beerdigung frei. Dieser Vorfall erschien in der größten polnischen Zeitung, dem »Krakauer Illustrierten Kurier«, in folgender Darstellung: »Der polnische Lehrer Lanc wurde gestern in Allenstein von einer nationalsozialistischen Kampftruppe überfallen. Er hat infolge der bestialischen Schläge, die er erhielt, sein Leben gelassen. Der Ermordete hatte in Ostpreußen eine polnische Schule einrichten wollen.« Das Blatt des oberschlesischen Wojwoden Graczinski in Kattowitz, die »Polska Zachodnia« versah ihren Bericht über den Tod des Lanc mit folgenden wirklich nicht mehr zu überbietenden Schlagzeilen: »Lassen wir die polnischen Führer in Ostpreußen nicht morden! Der Verstorbene Georg Lanc, Lehrer einer polnischen Privatschule in Ostpreußen, von Hakatisten meuchelmörderisch vergiftet. Der preußische Staatsanwalt hat die Vornahme einer Obduktion der Leiche abgelehnt. Der Leichnam des ermordeten Lanc wird nach Polen überführt werden, wo die Obduktion die Ursache des Todes aufklären wird. Die gesamte polnische Volksgemeinschaft muß gegen die Ermordung der polnischen Führer in Preußen auftreten.«

Diese Alarm- und Tatarennachricht wurde mit solcher Bestimmtheit in die Welt gesetzt, daß zum Beispiel der deutsche Gesandte in Warschau, von Moltke, sich sofort telephonisch mit Berlin in Verbindung setzte, um festzustellen, was eigentlich geschehen war. Tagelang mußte das Märchen unwidersprochen bleiben, weil natürlich die Berliner Zentralbehörden über den traurigen, aber höchst natürlichen Tod eines ostpreußischen Dorf-

schullehrers nicht unterrichtet worden waren und infolgedessen erst zeitraubende Rückfragen und Ermittlungen eingeleitet werden mußten. Während dieser Zeit tat die Propagandalüge von dem ermordeten Lehrer Lanc ihre Wirkung vollauf. Ausländische Korrespondenten in Warschau meldeten sie ihren Blättern in Frankreich und Amerika als ein Zeichen deutscher Kultur, und der schließlich nach einer Reihe von Tagen vorgenommene Widerruf wurde natürlich weder in der gleichen Riesenaufmachung in der polnischen Presse abgedruckt, noch gelangte er ins Ausland.

So wird gearbeitet, und nur wenn man diese Methode kennt und sie in ihren verschiedenen Ausläufern und Einzelfällen einmal genauer verfolgt, wird der Zusammenhang zwischen der Pflege des kulturellen Eigenlebens der polnischen Minderheit in Deutschland und der amtlichen und nichtamtlichen polnischen Propaganda für das polnische Minderheitenschulwesen in Deutschland klar. Von den Propagandaritten des Herrn Malhomme und vom Beichtstuhl des Pfarrers Domanski führt eine gerade und genau zu verfolgende Linie bis in die Amtsstuben der Warschauer Zentralbehörden, und was unbeachtet in den Dörfern Oberschlesiens, Hinterpommerns, Ostpreußens oder der Grenzmark sich Tag für Tag abspielt, ist nichts anderes als systematische großpolnische Agitation, die mit der Pflege von Kultur und Sprache der polnischen Minderheit in Deutschland wenig genug zu tun hat und nur den Zwecken der Warschauer Propaganda gegen Deutschland dient.

IV. Kapitel

Der Kursus von Rabka

Der kleine Ort Rabka bei Zakopane ist schön gelegen. Man blickt von den Häusern des Ortes zu den steil und bizarr sich emporreckenden schneebedeckten Felsen der polnischen Tatra hinüber. Rabka wird von vielen Polen seiner Billigkeit wegen dem mondäneren und teuren großen Kurort Zakopane vorgezogen, während Ausländer, die die polnische Tatra besuchen, naturgemäß dem eleganten Zakopane den Vorzug geben. Man ist also in Rabka unter sich und braucht nicht zu befürchten, daß neugierige Fremde sich darüber aufhalten könnten, wenn sich hier Dinge abspielen, die ohne Zweifel ein recht starkes Interesse für sich in Anspruch nehmen dürfen.

Die Kurgäste von Rabka pflegen kaum andere Ausflüge zu machen als die von Zakopane. Man fährt oder marschiert hinauf zum Morskje Oko, dem Auge des Meeres, einem kleinen See, dessen tiefdunkler Spiegel diesen merkwürdigen Namen führt. An seinem Ufer ragen die Tatrafelsen schroff und kahl über tausend Meter empor und machen den kleinen See zu einem der schönsten und gleichzeitig merkwürdigsten Punkte der europäischen Hochgebirge.

In einer kleinen Villa des Ortes Rabka versammelte sich am 21. November 1931 eine eigenartige und interessante Gesellschaft. Dreiundzwanzig jüngere und ältere Männer kamen mit dem Krakauer Zuge an. Ihr Führer war der den Hörern des polnischen Rundfunks wohlbekannte Professor Ligon. In der Villa, die ein klein wenig kasernenmäßig eingerichtet war, wurden sie von Professor Zagorski aus Warschau in Empfang genommen. Ihr Leben in den nächsten Wochen unterschied sich von

dem der wenigen übrigen Kurgäste recht wesentlich. Bis auf gelegentliche Ausflüge wurde sehr angestrengt gearbeitet. Der Dienst begann pünktlich morgens um neun Uhr, und selten endete er vor zehn Uhr abends. Aber die Dreiundzwanzig, denen Professor Zagorski und einige andere Lehrer täglich Vorträge hielten, waren eifrig bei der Sache.

Es ging bei dieser Ausbildung um nicht mehr und nicht weniger, als eine vollendete Ausbildung für die polnische Agitation in Deutschland, und für den, der dieses Gebiet wirklich beherrschen will, sind elf Stunden täglicher Arbeit durch einige Woche nicht zu viel. Die Schüler des Professors Zagorski und seiner Kollegen waren nun — und das ist das Wesentliche und Interessante — keineswegs polnische Staatsangehörige, sondern Bürger des Deutschen Reiches, zum größeren Teil ansässig im deutschen Teil von Oberschlesien, zum Teil aber auch in Ostpreußen und in der Grenzmark. Sie alle wurden sechs Wochen lang auf allen Gebieten der politischen Propaganda von Beamten des polnischen Staates ausgebildet und teilweise beinahe exerziert.

Sie wußten genau, worum es sich handelte, und konnten darüber nicht im Zweifel sein, denn ehe sie nach Rabka abfuhren, waren sie in Kattowitz von dem Wojwoden Graczinski und dem Starosten aus Schwientochlowitz in Empfang genommen worden, und ihnen zu Ehren hatte man ein hübsches kleines Abendessen veranstaltet. Der Wojwode Graczinski, dessen Tätigkeit in Ostoberschlesien seit Jahren zum nicht geringsten Teil in der Bekämpfung der deutschen Minderheit besteht, hatte die Gäste aus Deutschland durch eine längere Ansprache begrüßt und mit der ihm eigenen Klarheit und Präzision den Sinn und das Ziel des Ausbildungskursus von Rabka umrissen. Die Dreiundzwanzig hatten ihm zugejubelt, als er seine Freude darüber zum Ausdruck brachte, eine so stramme polnische Jugend aus dem unerlösten Polen vor sich zu sehen, eine Jugend, die gewillt sei, für ihre Väter und ein geeintes großes Polen zu kämpfen. In vorgerückter Abendstunde hatte dann auch noch der Starost von Schwientochlowitz das Wort ergriffen; und, wie es manchmal so geht, der Untergebene war noch deutlicher, noch unmißverständlicher geworden als sein diplomatisch besser geschulter Vorgesetzter. Die Teilnehmer an dem Kursus, so hatte der Starost ausgeführt, hätten die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, sich nicht als Angehörige einer polnischen Minderheit

in Deutschland zu betrachten. Nein, sie müßten als Polen nur zu Polen halten, da Westoberschlesien nicht Deutschland, sondern Polen sei.

Wenn die Kursusteilnehmer von Rabka nicht schon vorher gewußt hätten, worum es sich bei ihrer Ausbildung handeln solle, so hätten sie es spätestens bei dieser Gelegenheit erfahren müssen. Die Wochen der Ausbildung selbst konnten ihnen also nur noch sozusagen die Einzelheiten, die Methode und die Systematik ihrer künftigen Arbeit in Deutschland bringen. Aber gerade diese Einzelheiten, gerade diese Systematik sind das Wesentliche und Interessante, denn sie werfen mehr als nur ein Schlaglicht auf die Methoden und die Ziele der polnischen Propaganda.

Dem Leiter des Kursus, Professor Zagorski, lag die Hauptarbeit der politischen Ausbildung ob. Da wurde in den einzelnen Vorträgen und Vorlesungen nichts vergessen, was irgendwie nützlich sein konnte. Die künftigen Agenten Polens lernten, wie man polnische Vereine und Organisationen aufzieht, wie man für sie wirbt, und wie man eine derartige Arbeit auch da durchführt, wo sie anscheinend sinnlos und zwecklos ist, weil eine organisatorisch zu erfassende polnische Minderheit gar nicht existiert. Grundprinzip dabei ist stets, daß jeder deutsche Staatsangehörige, der der polnischen Sprache mächtig ist, als Pole zu gelten habe und dahin bearbeitet werden müsse, sich allem Deutschen gegenüber grundsätzlich feindlich und ablehnend zu verhalten. Was das bedeutet, ermißt man am besten daran, daß zum Beispiel bei der Volksabstimmung in Ostpreußen zwischen 92½ und 98½ Prozent der Bevölkerung im Abstimmungsgebiet für Deutschland gestimmt haben, daß sich also die gesamte masurische und kaschubische Bevölkerung der deutschen Ostgebiete geschlossen für das Verbleiben bei Deutschland ausgesprochen hat. Ein großer Teil dieser in ihrer Gesinnung völlig deutschen Masuren und Kaschuben ist aber zweisprachig. Das heißt, es wird neben der deutschen Sprache auch ein dem Polnischen nahe verwandter Dialekt gesprochen. Alle diese Bewohner des deutschen Ostens werden nun von den Polen als »unerlöste Brüder« reklamiert und mit den Mitteln bearbeitet, für die hier schon eine Reihe von Beispielen angeführt wurde.

Einen besonders großen Raum beanspruchten bei der Ausbildung der Agenten die angeblichen Terrormethoden Deutschlands gegen die polnische Minderheit innerhalb der Reichsgrenzen. Da wurden alle jene Fälle

einzeln durchgearbeitet, in denen die durch die polnische Propaganda erst künstlich geschaffene Nervosität und Erregung der Bevölkerung zu mehr oder weniger folgenschweren Explosionen geführt hat. Aus diesen Fällen sollte in erster Linie das Material gewonnen werden, das zur weiteren Propaganda und zu wirksamer Agitation in der Bevölkerung dienen könnte, um auf diese Weise den Zündstoff für neue Explosionen zu schaffen, die dann wiederum propagandistisch ausgewertet werden sollten. Ein anderes Arbeitsgebiet war die Anleitung für schnelle und in der Tendenz »richtige« Berichterstattung über solche mehr oder weniger künstlich herbeigeführten angeblichen Terrorfälle. Da die Ruhe und Langmut der etwas schwer beweglichen ostdeutschen Bevölkerung nur sehr selten unprovozierte Zwischenfälle entstehen läßt, waren die Kursusteilnehmer nicht in der Lage, aus eigener Kenntnis und Erfahrung über solche Fälle zu berichten und während der Ausbildung sozusagen das Anschauungsmaterial für den Unterricht zu liefern. Man ging daher kurzerhand dazu über, Terrorfälle zu konstruieren und mit theatermäßiger Regie draußen im Gelände zu stellen. Da wurde geübt, wie etwa Mitglieder des Stahlhelms und nationalsozialistischer Organisationen heimtückisch harmlose und wehrlose Angehörige der polnischen Minderheit überfallen. Die Kursteilnehmer erhielten dann die Aufgabe, Berichte für die polnischen Behörden zusammenzustellen, aus denen immer hervorzugehen hatte, daß die polnische Minderheit widerrechtlich überfallen worden sei. Ferner mußte in den Berichten zum Ausdruck kommen, welche barbarischen Verheerungen die Deutschen bei solchen Gelegenheiten an dem Besitz und an den kulturellen Einrichtungen der polnischen Bevölkerung vornähmen, und in keinem Bericht durfte der abschließende Überblick darüber fehlen, daß solche Vorkommnisse nur kleine typische Beispiele für die Methoden der Deutschen gegenüber den Minderheiten im Bereiche ihres Staates seien. Sogar regelrechte Nachtübungen wurden zu diesem Zwecke veranstaltet, und die Anforderungen, die bei solchen Gelegenheiten auch in rein körperlicher Hinsicht an die Kursteilnehmer gestellt wurden, unterschieden sich von denen einer strammen militärischen Ausbildung kaum sonderlich.

Ein großer Teil der theoretischen Ausbildung bestand in politisch-historischen Vorträgen, in denen den künftigen Agenten das Material für ihre eigene Vortrags- und Werbetätigkeit in Deutschland mit auf den

Weg gegeben wurde. Dabei reklamierte Professor Zagorski mit schöner Selbstverständlichkeit Danzig als polnische Stadt. Danzig sei stets polnischer Boden gewesen, seine wesentlichsten Sehenswürdigkeiten seien Kunstwerke der polnischen Architektur, und Danzig müsse unter allen Umständen Polen möglichst bald wieder einverleibt werden. Daß ganz Oberschlesien völlig polnisch sei und deshalb nach Recht und Gerechtigkeit den Polen gehören müsse, wurde in den Vorträgen bei den verschiedensten Gelegenheiten immer wieder als eine Selbstverständlichkeit bezeichnet.

Wenige Tage vor Weihnachten war der Kursus beendet. Er schloß mit einer offiziellen Prüfung, zu der unter anderem ein Vertreter des polnischen Kultusministeriums in Warschau erschien. Die Prüflinge, die vier Wochen lang angestrengt gearbeitet hatten, bestanden sämtlich das Examen und wurden von dem Vertreter der Warschauer Regierung in einer Abschlußansprache für ihre Leistungen belobt. Sie sollten, so führte der Regierungsvertreter unter anderm aus, sich von nun an als Sendlinge Polens betrachten, die die Verpflichtung übernommen hätten, für die Sache des polnischen Vaterlandes mit allen Kräften einzutreten.

Das Weihnachtsfest konnten die polnischen Agenten bereits wieder bei ihren Angehörigen in Deutschland feiern, um dann mit voller Kraft die Zersetzungsarbeit aufzunehmen, für die ihnen der polnische Staat die geistigen Waffen im Ausbildungskurs von Rabka geliefert hatte.

*

Es war ein Zufall, daß die Tatsache und der Verlauf des Ausbildungskurses von Rabka bekannt geworden sind. Man kann diesem Zufall dankbar sein, aber man wird keinen Augenblick bezweifeln dürfen, daß eine derartige Ausbildung deutscher Staatsangehöriger im Sinne der großpolnischen Propaganda nicht am 21. November 1931 zum erstenmal begonnen und am 22. Dezember desselben Jahres zum letztenmal abgeschlossen worden ist. Man wird vielmehr annehmen müssen, daß hier ein Einzelfall aus einem ganzen System ans Licht der Öffentlichkeit gekommen ist. Wer wollte glauben, daß ein Aufgebot von Professoren und Lehrern höherer polnischer Lehranstalten nur für einen einzigen Fall und für ein einziges, nie wiederkehrendes Mal nach Rabka entsandt worden wäre? Hier handelt es sich nicht wie in anderen Fällen darum, daß Angehörige

der polnischen Minderheit in Deutschland vergessen, daß sie deutsche Staatsangehörige sind und nicht für den polnischen Staat zu agitieren haben. Hier liegt eine offizielle Einmischung des polnischen Staats in innere Angelegenheiten Deutschlands ganz unzweifelhaft vor. Wenn man sich daran erinnert, daß Angehörige von deutschen Pfadfinderorganisationen in Westpreußen unter der Anklage des Hochverrates vor polnische Gerichte gestellt worden sind, weil sie zu einem Ferienlager deutscher Pfadfinderorganisationen ins Reich gefahren waren, so kann man ungefähr ermessen, wie man in Polen selbst derartige Dinge beurteilt. Es ist deshalb ein Versuch mit ganz unzulänglichen Mitteln, wenn die polnischen Behörden eine derartige offizielle Agentenausbildung als harmlose Pflege der Minderheitenkultur hinstellen. Die Planmäßigkeit und die Zielsicherheit dieses Teiles der rein politischen polnischen Propaganda in Deutschland wird nach diesem wirklich schlagenden Beispiel von nun an nicht mehr bestritten werden können.

Aber es wäre auch ein vergebliches Unterfangen, wollte man von polnischer Seite versuchen, den Zusammenhang dieser Agentenarbeit mit der polnischen Kulturpropaganda in Deutschland zu bestreiten. Wenn dieselben Leute, die für die polnische Minderheitsschule in Deutschland werben und eine an sich vielleicht zulässige Kulturpropaganda unter der Minderheit betreiben, anerkannte und fest verpflichtete Agenten des polnischen Staates sind, der sie für seine Zwecke besonders ausgebildet und geschult hat, so ist die politische Harmlosigkeit auch der reinen Kulturpropaganda nicht mehr glaubwürdig.

Der erste Vorsitzende der offiziell anerkannten Minderheitsorganisation in Deutschland, des Polenbundes, ist jener Pfarrer Domanski, von dessen Arbeitsmethoden hier erzählt wurde. An der Abschlußprüfung des Kursus von Rabka nahm der Vorsitzende dieses selben Polenbundes für den Bezirk Oppeln, Wesolowski, teil und betonte in einer Ansprache, daß der Kursteilnehmer jetzt in Deutschland eine harte, aber dankbare Arbeit harre. Schon während der im Frühjahr 1932 zu erwartenden Wahlkämpfe für die Neuwahlen des preußischen Landtages könnten die Kursteilnehmer zeigen, daß sie tüchtige Arbeiter für die polnische Sache seien.

Wer ist harmlos genug, anzunehmen, daß zum Beispiel der Pfarrer Domanski nichts von der Teilnahme seines Bezirksleiters für Oppeln

an dem Kursus von Rabka gewußt habe? Und wer glaubt, die Leitung des Polenbundes hätte bei irgendeiner Gelegenheit ernsthaft dagegen Protest erhoben, daß polnische Regierungsstellen sich in dieser Weise in deutsche Verhältnisse einmischten? Man tut in diesem Zusammenhange gut, sich daran zu erinnern, daß der Geschäftsführer des Deutschen Volksbundes in Oberschlesien, Otto Ulitz, seinerzeit den Versuch nationalistischer deutscher Organisationen, in Ost-Oberschlesien Unruhen zu stiften, mit aller Energie zurückgewiesen hat. Daß er, wie vor einem polnischen Gericht festgestellt wurde, es ausdrücklich abgelehnt hat, mit nationalistischen Agitatoren aus dem Reich irgendwelche Verbindung aufzunehmen, und daß er, als trotz dieser Ablehnung der Führer eines dieser Verbände nach Kattowitz kommen wollte, diesem angedroht hat, ihn sofort bei seinem Eintreffen auf polnischen Boden durch die polnische Polizei verhaften zu lassen.

Dieses Verhalten ist, im Gegensatz zu dem Kursus von Rabka, vielleicht das bezeichnendste Beispiel dafür, wie eine Minderheit sich gegenüber dem Staatsvolk loyal verhalten kann und soll. Denn eine Minderheit ist stets so loyal und staatstreu, wie es ihre Führer sind. Die polnische Minderheit in Deutschland in ihrer großen Masse hat zweifellos das ehrliche Bestreben, sich unter Wahrung ihrer kulturellen Selbständigkeit und Überlieferung loyal dem deutschen Staate einzugliedern. Wenn die Praxis leider oft etwas anderes zu lehren scheint, so wird man das in den allermeisten Fällen nicht der Minderheit im Ganzen, sondern nur ihren Führern zum Vorwurf zu machen haben, die, wie das Beispiel von Rabka zeigt, zum großen Teil nichts anderes als großpolnische Agenten sind, die sich den Mantel der Minderheitenpflege umhängen, wenn sie auf deutschem Staatsgebiet nationalpolnische Propaganda betreiben wollen.

V. Kapitel

Propaganda-Auswertung

Im Spätherbst 1931 herrschte in den Räumen des Polenbundes in Oppeln fieberhafte Tätigkeit. Die Sachbearbeiter waren ebenso überlastet und nervös wie die Stenotypistinnen, und selbst die Botenjungen schlugen ein schnelleres Tempo an, als es Boten sonst im allgemeinen zu tun pflegen. Eine Besprechung jagte die andere. Aktenbündel lagen in allen Räumen herum, Entwürfe wurden bis spät in die Nacht hinein angefertigt, korrigiert, verbessert, ergänzt, gekürzt, umgeschrieben und neu angefertigt.

Es galt, sozusagen eine Generalbestandsaufnahme alles dessen zu machen, was in den Jahren vorher an polnischer Propaganda in Deutschland geleistet worden war. Wir wissen aus den wenigen hier angeführten Beispielen, daß das gewiß nicht wenig sein konnte, und daß die Leiter des Polenbundes befriedigt sein durften, wenn es sich um nichts anderes gehandelt hätte als darum, eine Übersicht über das bisher Geleistete zu schaffen. Aber nicht das war der Zweck der fieberhaften und nervösen Arbeit dieser Tage und Wochen. Es ging um mehr und um Wichtigeres. Von Warschau war die Anweisung erteilt worden, einen vernichtenden Schlag gegen die deutsche Minderheitenpolitik und damit gegen das Ansehen des Deutschen Reiches als Kulturstaat in der Welt zu führen. Und nun galt es, jeden Vorgang, jedes einzelne Aktenstück, jeden Schriftwechsel mit irgendeiner deutschen Behörde daraufhin durchzuarbeiten, ob sich nicht vielleicht so etwas wie eine Schikane gegenüber der polnischen Minderheit herauskonstruieren lasse.

Man kann verstehen, daß den verantwortlichen Leitern des Polen-

bundes die Köpfe bei dieser Arbeit heiß werden mußten, wenn deren Resultat den Ansprüchen der Warschauer Zentralstellen auch nur einigermaßen gerecht werden sollte. Aus vielen Nichtigkeiten ein zusammenhängendes System von kulturschändender Unterdrückung zu machen, ist schon mehr als eine reine Fleißaufgabe. Es erfordert beinahe literarische und künstlerische Talente. Es erfordert Gaben, die man eher bei einem Kriminalschriftsteller als bei einem Politiker voraussetzen sollte.

Das Bild, das hier entworfen werden mußte, sollte vollständig sein. Es sollte alle nur denkbaren Gebiete aus dem Leben der polnischen Minderheit in Deutschland umfassen, und es durfte keinen Teil geben, bei dem etwa zugestanden worden wäre, daß die deutschen Barbaren sich halbwegs wie kulturgesittete Menschen benommen hätten. Dazu war es notwendig, viele Jahre zurückzugreifen, bis in die Zeit kurz nach der sturmbewegten Periode der oberschlesischen Aufstände. Man mußte falsche Jahreszahlen einsetzen, man mußte mit Kunst verschleiern, daß Vorgänge, die man als besonders belastend für die Deutschen darstellen konnte, sich etwa im Jahre 1924 zugetragen hatten. Man mußte einzelne Vorgänge verdrehen und entstellen, einzelne Teile von Schriftsätzen aus dem Zusammenhang reißen und unvollständig wiedergeben, kurz: es mußte eine Arbeit geleistet werden, gegen die die Tätigkeit in einer chemischen Giftküche gesundheitsfördernd und moralisch erscheint. Das mußte geschehen, weil Warschau es so verlangte, um nun zu Ende des Jahres 1931 mit voller Gewalt den großen Propagandafeldzug gegen Deutschland zu beginnen, der ihm zur Vorbereitung seiner politischen Ziele unerläßlich schien.

Jeder der einzelnen Sachbearbeiter erhielt seine Spezialaufgabe, und wehe dem, der nicht imstande war, sie befehlsgemäß zu erfüllen. Am einfachsten hatten es dabei noch die, die sich mit dem angeblichen deutschen Terror gegen das polnische Minderheitsschulwesen zu befassen hatten. Sie konnten wenigstens der Menge nach einigermaßen Befriedigendes leisten. Es gab da immerhin Fälle, in denen die preußischen Regierungsstellen polnischen Lehrern die Aufenthaltsgenehmigung im Gebiete des Reiches versagt hatten. Diese Dinge ließen sich schon recht nett verwenden, wenn man jedesmal nur die Tatsache als solche mitteilte und die sachlich fundierte Begründung der in Frage kommenden deutschen

Stellen taktvoll unterschlug. Es gab Fälle, in denen man zum mindesten die Behauptung aufstellen konnte, daß die Einrichtung von polnischen Privatschulen durch übertriebene baupolizeiliche Anforderungen deutscher Behörden erschwert oder gar verhindert worden sei. Auch das machte sich verhältnismäßig einfach, denn man brauchte nur die Fälle zusammenzustellen, in denen man eigentlich die Absicht gehabt, an irgendeiner Stelle eine polnische Schule einzurichten, aber dann davon Abstand genommen hatte, angesichts der völligen Aussichtslosigkeit, eine lebensfähige Schule zusammenzubekommen. Wenn in solchen Fällen über die Miete irgendeines gänzlich unzulänglichen Raumes für die gar nicht ernsthaft projektierte Schule verhandelt worden war, so mußte es für Deutschland schwer sein, zu beweisen, daß nicht Schikanen der Grund für die Aufgabe des Projektes gewesen seien. Das Wichtigste war in allen diesen Fällen naturgemäß das Prinzip, Behauptungen aufzustellen und diese erst einmal wirken zu lassen. Denn es ist eine alte, feststehende Tatsache, daß die beste und sachlichste Widerlegung einer falschen Behauptung niemals so wirkungsvoll ist wie die überzeugend vorgetragene Lüge selbst, besonders dann nicht, wenn zwischen Behauptung und Widerlegung ein längerer Zeitraum liegt, in dem die Unwahrheit unwidersprochen weiter zu wirken vermag.

Nur einen wirklich schwierigen Punkt hatten die Bearbeiter der Schulressorts in diesen wildbewegten Wochen zu erledigen. Es ließ sich beim besten Willen nicht leugnen, daß von den einundfünfzig öffentlichen polnischen Minderheitsschulen, die auf Grund des Genfer Abkommens von 1922 in der Provinz Oberschlesien errichtet worden waren, nur siebenundzwanzig überhaupt von Schülern besucht werden, während die übrigen vierundzwanzig zwar auf Kosten der deutschen Steuerzahler eingerichtet worden sind und auch heute noch offen gehalten werden, aber keinen einzigen Schüler haben. Die Schwierigkeit lag nun für die polnischen Propagandisten darin, irgendeine Begründung dafür zu finden, daß die angeblich in ihrer Mehrheit polnische Bevölkerung Oberschlesiens von diesen polnischen Schulen keinen Gebrauch macht. Der naheliegende natürliche Grund, daß nämlich die Bevölkerung Oberschlesiens keinen Wert darauf legt, ihre Kinder in polnischer Sprache unterrichten zu lassen und sie dadurch in ihrem späteren Fortkommen als deutsche Staatsbürger zu benach-

teiligen, konnte natürlich nicht angegeben werden. Denn wenn man in diesem wichtigen Punkt die Wahrheit gesagt hätte, wäre alles andere damit unsinnig und hinfällig geworden. Hier mußte also ein möglichst wirkungsvoller Dreh gefunden werden, der zwar die Tatsachen nicht ableugnete, ihnen aber eine Deutung gab, die sich im Sinne der polnischen Propaganda gut verwerten ließ.

Man soll ehrlich sein. Auch dann, wenn es sich um die Leistung von Leuten handelt, die ihre Fähigkeiten zur Bekämpfung des eignen Staates benutzen. Und deshalb wird man der Lösung, die der Oppelner Polenbund für diese wirklich schwer lösbare Frage gefunden hat, die Anerkennung nicht versagen dürfen. Allerdings muß man hinzufügen, daß es sich bei dieser Lösung um eine Verdrehung der Tatsachen handelt, auf die ein normaler Mensch mit gesunden Sinnen kaum von selbst verfallen würde. Aber was tut man nicht alles, wenn es aus Warschau befohlen ist! Die Lösung, die gefunden wurde, sieht so aus:

Zunächst einmal werden alle Kinder im Alter von sechs bis vierzehn Jahren, deren Eltern neben dem Deutschen auch polnisch sprechen, was in dem zweisprachigen Oberschlesien auf einen sehr großen Teil der Bevölkerung zutrifft, als rein polnische Kinder reklamiert. Man kommt dabei auf folgende Berechnung: von 83528 angeblich polnischen Kindern besuchen insgesamt 425, d. h. 0,5 Prozent, öffentliche oder private polnische Schulen. Das sind Zahlen, die sich nicht bestreiten lassen und die dazu aufgestellt werden, um der nun folgenden Deduktion ein gewisses Gewicht zu geben. Man behauptet nämlich, daß die 99,5 Prozent an polnischen Kindern, die deutsche Schulen besuchen, alle viel lieber in polnische Schulen gingen, wenn nicht der wahnsinnige deutsche Terror sie an dem Besuch der polnischen Schulen verhinderte. Und nun gewinnen auch auf einmal die vierundzwanzig oberschlesischen Schulen ohne Schüler ihr Gewicht. Denn der deutsche Terror ist eben so groß, daß selbst da, wo polnische Schulen bestehen, die Eltern nicht wagen, ihre Kinder in diese Schulen zu schicken.

Die Erfinder dieser glänzenden These dürfen darauf mit Recht stolz sein. Hier ist ein Höhepunkt der Tatsachenverdrehung erreicht, der nicht mehr überboten werden kann. Aber man hat diesen Versuch trotzdem noch gemacht, indem man diesen Zahlen andere gegenübergestellt hat.

Aber mit dieser Gegenüberstellung haben die angeblichen Sachwalter der polnischen Minderheit in Deutschland ihre Karten leider ein wenig zu deutlich aufgedeckt. Den 425 polnischen Schülern in West-Oberschlesien werden nämlich die 21800 deutschen Schüler in Ost-Oberschlesien gegenübergestellt, und man versucht aus dieser letzteren Zahl zu folgern, wie gut es die Deutschen unter polnischer Herrschaft im Gegensatz zu den Polen unter deutscher Herrschaft haben. Aber mit dieser Übersteigerung verdrehender Zahlenspielerei ist die Katze ein wenig zu früh aus dem Sack gelassen. Hier fällt schon ein ganz kurzes Licht auf den eigentlichen und tieferen Sinn des ganzen Beschwerdeverfahrens, bei dem es in Wahrheit nur darum geht, für das hohe polnische Kulturniveau gegenüber den barbarischen Zuständen in Deutschland Propaganda zu machen, unter denen nach polnischer Behauptung annähernd anderthalb Millionen von unerlösten polnischen Volksgenossen tagaus tagein schmachten müssen.

*

Der Sachbearbeiter für Wirtschaftsfragen der Abteilung Oppeln des Polenbundes ist in schwerer Bedrängnis. Er wischt sich den Schweiß von der Stirn und zerkaut nervös die zwanzigste Zigarette. Morgen soll er den Entwurf des Teiles der großen Polenbeschwerde an den Völkerbund abliefern, der sich mit der Unterdrückung der polnischen Wirtschafteinrichtungen in Deutschland beschäftigt; und bis zu dieser Stunde hat er nichts als einen wohlgeordneten Haufen weißer Blätter vor sich liegen. Der Befehl lautet, es sei nachzuweisen, daß die polnischen Wirtschaftseinrichtungen, wie Banken, Genossenschaften, Kreditinstitute und so weiter, systematisch an einer Ausübung ihrer volkswirtschaftlichen Funktionen verhindert würden. Man muß also wahrscheinlich zu diesem Zweck die Bilanzen dieser Unternehmungen prüfen, ihre Geschäftsbücher durcharbeiten und aus den einzelnen Abschlüssen und Geschäftsvorgängen feststellen, wo und in welcher Art die deutschen Behörden diese polnischen Institutionen in ihrer Arbeit behindert oder geschäftlich geschädigt hätten. Aber nun führe man einmal diese Aufgabe aus, wenn sich derartige Vorgänge nicht in einem einzigen Falle nachweisen lassen. Das Prunkstück einer ganzen Kollektion von völlig unbrauchbarem Material ist noch folgender Fall:

Am 12. April 1930 sollte in Bernsdorf eine polnische Volksbank eröffnet werden. Am 26. April erhielt die Leitung der Bank den Auftrag, die gerichtliche Eintragung vornehmen zu lassen. Es ergaben sich dabei verschiedene formale Unzuträglichkeiten, insbesondere, als sich herausstellte, daß es sich bei dieser Bank um eine Genossenschaft handelte, bei der jeder der elf Genossen jährlich fünf Mark bis zur Erreichung des vorgesehenen Geschäftsanteils von fünfhundert Mark einzahlen solle. Die zuständige Industrie- und Handelskammer stellte sich gegenüber dieser »Bank«-Gründung mit Recht auf den Standpunkt, daß die Bezeichnung Volksbank unter diesen Umständen eine Irreführung bedeute, da sie den Eindruck eines umfangreichen gemeinnützigen Unternehmens zu erwecken trachte.

Mit diesem Prunkstück von Wirtschaftsschikane kann der Sachbearbeiter wirklich nicht allzuviel anfangen. Er weiß zwar, daß auch ohne die jährlichen fünf Mark, die die elf polnischen Genossen nach den Gesellschaftsstatuten hundert Jahre lang hätten einzahlen müssen, die notwendigen Gelder für ein gutgehendes polnisches Kreditunternehmen vorhanden gewesen wären; aber wo diese Gelder herkommen, kann man den deutschen Behörden nicht gut schwarz auf weiß zu Protokoll geben. Und so sitzt er denn jetzt und überlegt so angestrengt, daß ihm fast der Kopf zerspringt, wie er diesen »Fall« zweckmäßig verwerten könne.

Aber schließlich ist auch dieses Kunststück vollbracht, und seufzend muß sich der Vielgeplagte an die Bearbeitung von noch weniger zugkräftigem Material begeben.

Die Sekretärin, der er diktiert, horcht auf, als sie den machtvoll klingenden Satz zu schreiben hat: »Auch die Tätigkeit der wirtschaftlichen Unternehmungen erfährt systematische Beschränkungen. Eine ganze Reihe von Tatsachen beweist, daß die preußischen Behörden auch hier das Ziel verfolgen, jede Entwicklung der polnischen Minderheit durch Schikanen zu vereiteln.«

Das ist ihr neu, und mit berechtigter Spannung horcht sie auf, was nun folgen wird. Aber zunächst kommt nichts als eine beachtliche Pause. Immer noch einmal wühlt der gequälte Bearbeiter in seinen Papieren, um irgend etwas Passendes zu finden. Schließlich packt ihn die Verzweiflung. Wütend steht er auf und diktiert in einem Tempo, dem die

Sekretärin kaum zu folgen vermag: »Als Beispiele erlauben wir uns folgende Fälle anzuführen. Erstens: Am 29. November 1930 um Mitternacht wurden in Groß-Strehlitz zwei große Spiegelscheiben der Volksbank nebst Fensterrahmen zerstört. Sofort nach dem Vorfall stellten Mitglieder der Minderheit fest, daß die Täter, etwa zehn Leute, sich in einer dunklen Seitenstraße versteckt hatten. Bezeichnend ist, daß alle das Stahlhelmabzeichen trugen. Ebenso konnten wir feststellen, daß die Täter nicht Ortsbewohner, sondern zu diesem Zweck aus der Nachbarschaft herbeigeholt waren.«

Das Fräulein an der Schreibmaschine verschluckt sich beinahe vor innerer Heiterkeit. Wahrscheinlich sind die zehn Leute mit dem Stahlhelmabzeichen die preußischen Behörden gewesen; und die wirtschaftliche Entwicklung, die systematische Beschränkungen erfährt, findet in den Spiegelscheiben der Strehlitzer Volksbank ihren sichtbarsten Ausdruck. Aber wahrscheinlich ist das doch wohl nur der Anfang, und das wirkliche Material wird jetzt folgen. Gespannt beugt sie den Kopf über die Schreibmaschine, als ihr Chef weiter diktiert: »Zweitens: Am 2. Dezember 1930 um 0.35 Uhr wurde eine Reihe von Fensterscheiben in der Wohnung des Bankdirektors Gadezinski in Gleiwitz durch schwere Steine zertrümmert.«

Es folgt drittens, viertens, fünftens, sechstens ... in derselben Tonart. Im Laufe des Diktats steigert sich der Sprechende beinahe selbst in eine Art von Glaubensekstase an das hinein, was er hier produziert. Es ist, als ob die Kollektion von Pflastersteinen, die er einem hohen Völkerbund als Dokument deutscher Wirtschaftsschikanen gegen die polnische Minderheit zu offerieren sich anschickt, zu einem gewaltigen Berg steinerner Anklagen gegen das Deutschtum und zu einem Zeugnis für das traurige Schicksal der unerlösten Polen auf deutschem Boden werden sollte.

Schließlich ist auch dieses Diktat beendet, und mit einer gewissen Befriedigung überschaut der Sachbearbeiter sein Werk.

Er selber weiß zwar am besten, daß alles, was er hier als angeblichen Beweis für die von ihm behauptete Unterdrückung von Wirtschaftseinrichtungen durch die preußischen Behörden geschrieben hat, blanker und barer Unsinn ist. In seiner Arbeit hat er die Bilanzen und Geschäftsberichte der polnischen Banken und Kreditinstitute, der Wirtschaftseinrich-

tungen und Konsumvereine, der sogenannten Rolniks, oft genug durchgearbeitet und weiß genau, daß der wirtschaftlichen Betätigung aller dieser Einrichtungen niemals die geringsten Schwierigkeiten gemacht worden sind.

Er weiß sogar noch mehr. Er kennt die Quellen, aus denen die Gelder geflossen sind, die es der polnischen Volksbank in Beuthen ermöglicht haben, zu Beginn des Jahres 1931 ohne jede Rechtsverbindlichkeit und ganz freiwillig die Vorkriegs-Bareinlagen ihrer polnischen Kunden voll aufzuwerten, das heißt also, eine Maßnahme durchzuführen, die keiner anderen Sparkasse im Gebiet des Deutschen Reiches nach der Inflation möglich gewesen ist. Er weiß auch, daß eine polnische Minderheitenbank in Ostpreußen noch vor ganz kurzem ihren Kunden Hypothekengelder zu zwei Prozent bei zehnjähriger Tilgungsfrist anbieten konnte; allerdings wurde da eine kleine Bedingung gestellt: hinter dieser Hypothek durften keine weiteren Belastungen mehr aufgenommen werden. Solche Bedingungen entsprechen zwar nicht den bankmäßigen Gepflogenheiten, denn die Sicherheit der ersten Hypothek leidet, vom rein wirtschaftlichen Standpunkt aus gesehen, ja nur sehr unwesentlich durch zweite und dritte Hypotheken. Aber das ist ja auch gar nicht der Grund für diese Bedingung. Man will den Hypothekenschuldner ja nur restlos in der Hand haben. Wo gibt es in der heutigen Zeit eine Bank, die landwirtschaftliche Kredite zu zwei Prozent abgibt? Da kommt unter dem Druck der Not manch einer zur polnischen Bank, der mit der polnischen Minderheit nicht das geringste zu tun hat. Und sitzt er erst einmal im Netz, hat er das polnische Geld genommen, dann kann man ihm auch mit anderen Bedingungen kommen. In vorsichtiger Weise ist der erste Hypothekenkredit nicht so hoch bemessen, daß der Schuldner sein Anwesen wirklich damit sanieren kann. Wenn er wieder Geld braucht, kann er nicht zu einer deutschen Bank gehen, denn in dem Augenblick, wo er deutsches Geld aufnimmt, wird ja die Polenhypothek fällig. Er muß also immer wieder zur polnischen Bank gehen. Und jede hundert Mark, die er von nun an bekommt, sind mit allen möglichen Bedingungen verknüpft. Er muß seine Kinder in die polnische Schule schicken. Er muß in seinem Dorf für die polnische Sache agitieren. Die Schlinge des polnischen Geldes sitzt ihm so fest um den Hals, daß er sich nicht dagegen wehren kann.

Aus dem eigentlichen Geschäftsbetrieb sind die Summen, die sozusagen zinslos für diese Zwecke ausgeliehen werden, natürlich nicht herauszuarbeiten. Diese Gelder kommen von außerhalb der deutschen Grenzen, und auch wenn sie keine Zinsen tragen, sind sie im Sinne Polens recht gut angelegtes Kapital. Aber das alles sind Dinge, über die man in einer Beschwerde an den Völkerbund besser nichts sagt. Ohne Zweifel wäre es für einen Kenner der Materie viel einfacher, reichhaltiges Material in dieser Richtung zusammenzustellen, als aus ein paar eingeworfenen Fensterscheiben die Beschränkung der wirtschaftlichen Freiheit polnischer Minderheitsbanken zusammenzubauen. Aber die Aktenstücke, die über die polnischen Geldüberweisungen nach Deutschland Auskunft geben könnten, kann man wirklich nicht gut für polnische Propagandazwecke gegen Deutschland verwenden.

In so hingebungsvoller und eifriger Arbeit ist die große Beschwerde des Verbandes der Polen in Deutschland entstanden, die im November 1931 dem Völkerbunde in Genf vorgelegt wurde.

Als sie bekannt wurde, faßte man sich in Deutschland zunächst mit Recht an den Kopf. Was sollte das alles? Jede einzelne der vorgebrachten Beschwerden war entweder lächerlich, oder aber es hatten, wo tatsächlich Mißstände vorlagen und Übergriffe untergeordneter Verwaltungsstellen vorgekommen waren, die verantwortlichen Behörden längst mit aller Schärfe Remedur geschaffen. In Genf ist man zwar dickleibige Aktenstücke gewohnt, und eine Polenbeschwerde von ein paar hundert Seiten wird zweifellos das abgehärtete Genfer Sekretariat nicht in übertriebene Erregung versetzt haben. Aber bei den Bearbeitern mußte sich doch allmählich eine gewisse Verärgerung darüber herausstellen, daß sie ihre Zeit in einem derartigen Umfange mit verdrehten und entstellten Lächerlichkeiten vertun mußten. Erst bei sehr genauer Prüfung des Textes der Beschwerdenote und aller Anlagen merkt man, worum es sich eigentlich handelt. Wenn da zum Beispiel in irgendeiner höchst gleichgültigen Angelegenheit: ob nämlich einem polnischen Lehrer die Aufenthaltsgenehmigung in Deutschland zu Recht oder zu Unrecht entzogen wurde, das Plädoyer des polnischen Minderheitenführers Baczewski in vollem Wortlaut, sechzehn Seiten stark, der Beschwerdeschrift als Anlage beigefügt wird, so soll damit gar nicht so sehr der angeblich zur Diskussion stehende

Fall geklärt werden. Man will vielmehr einem polnischen Agenten die Gelegenheit geben, eine ausführliche Rede über den polnischen Charakter Oberschlesiens dem Völkerbund und damit der großen Öffentlichkeit der Welt vorzulegen. Nicht das Plädoyer für die Rechte des Lehrers X. ist das Wesentliche, sondern das Plädoyer Polens für das polnische Oberschlesien unter deutscher Knutenherrschaft.

Eine solche Beschwerde hat auch noch einen andern sehr realen Zweck. Die Archivschränke des Völkerbundes sind tief und sicher. Man kann darauf, was dort lagert, noch nach Jahren zurückkommen. Es macht sich dann vielleicht sehr gut, wenn irgendein polnischer Außenminister in Genf auftritt und zu sagen vermag: »Wie schon durch die Minderheitsbeschwerde des Polenbundes in Deutschland aus dem Jahre 1931 mit voller Deutlichkeit dargetragen worden ist, tragen jene Teile des europäischen Ostens, über deren Schicksal heute zu entscheiden ist, einen unverfälscht polnisch-nationalen Charakter.« Und zum Beweise dessen sind ein paar hundert Seiten emsig kompilierter Beschwerden, auch wenn sie im Tatsächlichen aus lauter Nichtigkeiten und Verdrehungen bestehen, sehr, sehr wertvoll. Und dafür zu arbeiten lohnt es sich, auch wenn die Hersteller der Beschwerde an der großen national-polnischen Aufgabe, die ihnen geworden war, manchmal zu verzweifeln drohten.

VI. Kapitel

Abteilung C III

Die Auswahl an mondänen Nachtlokalen in Warschau ist nicht übermäßig groß. Man hat die Wahl zwischen zwei oder drei Etablissements, deren Hauptattraktion in dem nur durch kurze Pausen unterbrochenen Auftreten minimal bekleideter Tänzerinnen der verschiedensten Altersklassen besteht. Auch in diesen Lokalen trinkt der Gast in der Hauptsache seinen Schnaps, denn die Zahl derer, die hundertzwanzig und hundertvierzig Zloty für eine Flasche französischen Sekt ausgeben können, ist im neuen Polen nie sehr groß gewesen und hat in den letzten Jahren noch weiter abgenommen.

Gegen ein Uhr nachts sind endlich fast alle Tische in dem elegantesten der Warschauer Nachtetablissements besetzt. Mühsam winden sich die Kellner zwischen den Stühlen hindurch. Auf die Tanzfläche schießen die Strahlen von blauen und violetten Scheinwerfern und beleuchten eine aus dem Dutzend Tanzszenen, die das künstlerische Programm dieses Monats füllen. Das Interesse des eleganten Publikums ist vollständig auf die Schlangenbewegungen der Mädchen im bläulichen Halbdunkel der Saalmitte konzentriert. Von niemand gesehen und von niemand gegrüßt, schlendert langsam und suchend Josef Korczinski durch den schmalen Gang von der Garderobe zur Tanzfläche. Jetzt hat er gefunden, was er suchte. In einer Ecke sitzt ein eleganter Herr allein am Tisch und saugt gelangweilt an seinem Whisky. Josef Korczinski begrüßt den einsamen Gast und setzt sich zu ihm. Er weiß in diesem Augenblick nicht ganz genau, weshalb man ihn heute abend noch zu so später Stunde angerufen hat und weshalb man ihn gerade hierher bestellte, wo alle möglichen

Ausländer ständige Gäste sind und intimere Unterhaltungen nur schwer geführt werden können. Aber die Herren von der Abteilung C III werden schon ihre Gründe haben, warum sie ihn nicht in das Generalstabsgebäude kommen ließen. Josef Korczinski hat in seiner bisherigen Tätigkeit so viel gehört und gesehen, daß er sich grundsätzlich über nichts mehr wundert. Es ist schon möglich, daß irgendeine ganz bestimmte Absicht damit verbunden war, wenn er gerade hierher befohlen wurde. Aber es kann auch sein, daß der Beauftragte des Chefs von C III nur einmal auf Konto seiner Agentenspesen ein paar Glas Whisky trinken und ein paar gut gewachsene Mädchen sehen wollte. Ihm soll es gleichgültig sein. Er wird seinen Auftrag bekommen. Er wird ihn ausführen, wenn dazu irgendeine Möglichkeit besteht, und er wird ein schönes Stück Geld damit verdienen, wie er das bisher noch immer getan hat.

Josef Korczinski sitzt mit dem seriösen strammen Herrn zusammen am Tisch. Er bestellt sich ein Glas Wermut mit Soda, denn man kann nie wissen, wer hier am Ende bezahlen muß, und außerdem gehört es zu seinen eisernen Grundsätzen, niemals mehr Spesen zu machen, als unbedingt notwendig ist. Das Zigarettenmädchen schickt er fort. Von seinem letzten Aufenthalt in Moskau hat sich Josef Korczinski noch einen ganz hübschen Vorrat von guten russischen Zigaretten mitgebracht. Man soll das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden. Wenn man schon sein Fell für den polnischen Spionagedienst zu Markte trägt, braucht man nicht auch noch in der kurzen Zwischenzeit, die bis zu einem neuen Auftrage zu vergehen pflegt, die fürchterlichen Produkte der polnischen Tabakregie zu rauchen. Zollschwierigkeiten gibt es natürlich für einen Mann von der Welterfahrung Josef Korczinskis nicht. Man ist nicht umsonst in Czernowitz geboren, hat in Kiew studiert und schon vor dem Kriege sowohl für die Österreicher als auch für die Russen Spionage getrieben. Da wäre es denn doch eine Lächerlichkeit, wenn man nicht ein paar tausend Zigaretten durch eine höchst alberne und überflüssige Zollkontrolle schmuggeln könnte.

Der Generalstabsmajor in Zivil bringt seinen Mund in die Nähe von Korczinskis Ohr: »Hören Sie, mein Lieber, Sie müssen morgen früh noch weg. Verstehen Sie eigentlich etwas von Landwirtschaft?«

Es gibt eine Reihe von Dingen in der Welt, von denen Josef Kor-

czinski bedeutend mehr versteht als ausgerechnet von Landwirtschaft. Doch es gibt gewisse Regeln für jeden Beruf, und in seiner Branche ist es oberstes Gesetz, niemals zu sagen, daß man von irgend etwas nichts versteht. Ein guter Agent muß alles können, muß alles verstehen oder mindestens seine Auftraggeber in den Glauben versetzen, daß er es verstehe.

Ein wenig verächtlich zuckt er mit den Achseln: »Selbstverständlich. Soll ich russische Kollektive studieren, oder was haben Sie sonst für mich?«

Er ist auf alles gefaßt, aber einen Augenblick erschrickt er doch beinah, als er jetzt die Antwort hört: »Nein, mein Lieber, diesmal ist es nichts Russisches. Die Gegend, in die Sie morgen abfahren werden, ist zwar auch nicht reizvoller, aber wir müssen einige Dinge aus Hinterpommern wissen, die wir bisher noch nicht richtig feststellen konnten. Und das werden Sie besorgen, mein Lieber. Schnell, ohne Aufsehen und, bitte, nicht zu teuer.«

Was das letztere anbetrifft, so hat Josef Korczinski durchaus seine eigenen Ansichten. Aber die beiden ersten Anregungen wird er gern befolgen. Eine Angelegenheit, die man schnell erledigen kann, ist in seinem Beruf nur ein Viertel so gefährlich als eine, die länger dauert. Und Aufsehen zu erregen, liegt Josef Korczinski bei der Ausübung seiner Dienstobliegenheiten ganz sicher nicht. Wenn er das täte, so wäre das ungefähr dasselbe, als wenn ein Geldschrankknacker ein Sauerstoffgebläse mit automatisch funktionierender Alarmeinrichtung benutzte. Aber Hinterpommern ist kein angenehmer Platz. Josef Korczinski kennt die Deutschen und liebt sie nicht, weil er sie kennt. Er hält sie zwar nicht für sehr schlau, aber sie können sehr unangenehm werden. Außerdem hat die Sache noch einen Haken: In dem reichen Sprachenvorrat, über den Josef Korczinski verfügt, steht deutsch nicht absolut an der ersten Stelle. Niemand würde ihn in Moskau für einen Polen halten, aber er hat das dumpfe Gefühl, daß man in Hinterpommern angesichts gewisser Akzente seiner Aussprache eher auf Czernowitz als auf Berlin tippen könnte. Solche Auffälligkeiten sind für einen vorsichtigen Mann nicht angenehm. Und Vorsicht gehört zu den hervorragendsten Eigenschaften von Josef Korczinski. Nicht, als ob er nicht unter Umständen auch einmal frech werden könnte. Das tut er aus Prinzip, wenn es um die Spesenabrechnungen

geht, sonst aber nur, wenn die Verhältnisse es unbedingt notwendig machen.

Aber ein Auftrag ist ein Auftrag, und leicht gebeugten Hauptes läßt er sich jetzt darüber belehren, daß es darauf ankommt, in den östlichen Grenzkreisen Hinterpommerns schnell und zuverlässig festzustellen, ob militärische Abwehrvorbereitungen getroffen sind, die über den Rahmen dessen hinausgehen, was man durch Fliegerphotographien und einige nicht mehr ganz neue Agentenberichte im Warschauer Generalstab weiß. Er wird mit seinen prima-prima russischen Papieren als Russe auftreten und dann von Stolp aus sich ein wenig die Gegend ansehen. Es könnte ja sein, daß er sich bei den schlechten Zeiten in Deutschland billig irgendwo eine Klitsche kaufen will. Oder er könnte auch als Beauftragter irgendeiner Siedlungsgesellschaft auftreten. Doch das muß man alles erst sehen, wenn man an Ort und Stelle ist. Es hat keinen Zweck, sich unnötig vorher den Kopf zu zerbrechen. Man wird davon nur nervös, und nervöse Agenten fallen auf und bringen sich in Gefahr, von der einem unter Umständen entgehenden Einnahme ganz zu schweigen.

Mit leisem Bedenken stellt Josef Korczinski fest, daß sein hoher Auftraggeber bereits den sechsten Whisky bestellt. Eines Tages wird er das wahrscheinlich auf seiner Rechnung wieder finden. Und gerade solche Kleinigkeiten sind ihm ärgerlich, weil er es nicht liebt, selber betrogen zu werden. Dazu sind andere Leute da. Aber es ist überhaupt neuerdings ein merkwürdiger Ton in der Spionageabteilung des Warschauer Generalstabs eingerissen. Das hat angefangen, seitdem dieser Herr aus Frankreich, dessen Namen Korczinski mit schöner Regelmäßigkeit immer wieder vergißt, die Leitung der guten alten Abteilung C III übernommen hat. Da weht jetzt ein verflucht sachlicher Wind. Und jetzt fangen sogar die einzelnen Referenten an, etwas von den Dingen zu verstehen, nachdem sie von ihren französischen Ausbildungskursen zurückgekommen sind. Da heißt es nur noch, in soundsoviel Tagen haben Sie das und das zu machen. Höchstkosten soundsovieltausend Zloty... Ein wenig wehmütig erinnert sich Josef Korczinski an die guten alten österreichischen Zeiten. Mein Gott, die waren nicht so knickerig. Aber das ist eben der neue französische Ton; den Polen liegt so etwas ja Gottlob eigentlich auch nicht. Immer großzügig. Wenn es nicht die eigene Tasche belastet.

Auf der Tanzfläche hüpfen jetzt bei einer zuckrigen rosa Beleuchtung einige Mädchen umher, deren körperliche Reize keineswegs in einer vernünftigen Relation zu dem sichtbar zur Schau getragenen Mangel an Garderobe stehen. Der Major ist mit seinen dienstlichen Mitteilungen so weit am Ende, daß er sein Interesse den Tanzdamen zuwenden kann, und Josef Korczinski fühlt sich mit Recht allmählich überflüssig. Wenn er rechtzeitig geht, wird der Major noch bleiben, und damit verringert sich die Gefahr, die inzwischen recht beträchtliche Rechnung bezahlen zu müssen. Morgen früh braucht er sich nur noch einen größeren Vorschuß geben zu lassen, und dann kann die Reise losgehen. Andere Vorbereitungen sind kaum nötig. Alle Papiere sind vorhanden. Josef Korczinski überschlägt im Kopf ganz schnell, was er eventuell sonst noch gebrauchen könnte. Ihm fällt nichts ein als — ja das ist es — ein Empfehlungsschreiben des russischen Generalkonsuls in Stettin. So etwas kann unter Umständen bei den deutschen Behörden ganz wertvoll sein. Selbst in Stolp werden die Herrschaften ja wissen, daß zwischen Berlin und Moskau ganz freundschaftliche Beziehungen bestehen. Und wenn sie es nicht wissen sollten, um so besser. Dann wird Josef Korczinski es ihnen sagen. Er hat schon ganz andern Leuten ganz andere Sachen klar gemacht.

Halb abwesend nickt der Major, als Korczinski ihm den Wunsch nach einem russischen Empfehlungsschreiben vorträgt. Durch solche Kleinigkeiten wird er sich nicht in seinem Interesse an der einen ungewöhnlich blonden Tänzerin beirren lassen. Erstklassig echte Empfehlungsschreiben mit allen nur gewünschten Stempeln sind in einer halben Stunde ohne weiteres in der Spezialabteilung anzufertigen. Echter als das, was hier geliefert wird, kann der Generalkonsul in Stettin selber auch nicht arbeiten.

Die Musik schmalzt einen Tango, der dem Major in die Beine fährt. Er steht auf, um sich unter den Töchtern des Landes nach einer geeigneten Partnerin für den Rest der Nacht umzusehen. Das ist der Augenblick, den Josef Korczinski für geeignet hält, um sich zurückzuziehen. Von morgen an geht wieder die Arbeit los.

*

Der Oberlandjäger Karl Reifke, gebürtig aus Stolp, mit dem Dienstsitz im Dorfe Altdamerow, ist ganz ungewöhnlich schlechter Laune. Ein

Gehaltsabbau und noch ein Gehaltsabbau, dazu drei Kinder, das ist wirklich keine Kleinigkeit. Früher war das ganz anders. Man schwamm ja auch nicht gerade im Geld, aber die Bauern im Ort waren meist wohlhabende und nette Leute, die ihrem Oberlandjäger gern einmal etwas zukommen ließen. In allen Ehren natürlich. Nur keine Beamtenbestechung. Aber im Wirtshaus darf man schon einmal einen großen Korn und eine Zigarre annehmen, wenn man nicht im Dienst ist.

Heute dagegen ist das Dorf wie verwandelt. Ein freundliches Gesicht bekommt der Oberlandjäger überhaupt nicht mehr zu sehen. Alle sind sie mißgelaunt und gedrückt, und in den letzten Monaten haben sogar die Kinder gelegentlich einmal auf der Dorfstraße hinter ihm her geschimpft. Dabei ist der Oberlandjäger Karl Reifke doch wirklich nicht schuld daran, daß es zu seinen Dienstobliegenheiten gehört, den Gerichtsvollzieher aus der Stadt vor Belästigungen zu schützen, wenn er ins Dorf kommt, um den Bauern die Kühe zu versteigern, weil sie ihre Steuern nicht mehr zahlen können.

Und nun heute morgen dieses Pech! Er mußte hinüber bis an die Grenze, um da, an diesem einen abgelegenen Übergang, der Zollfahndungsstelle ein paar Akten zu bringen; und auf dem Rückweg, über sechs Kilometer von Altdamerow entfernt, platzt ihm der Schlauch von seinem Dienstrad. Er steigt ab und greift in die Fahrradtasche, um den Schaden zu flicken, da haben doch diese Lausejungs zu Hause ihm den Flickkasten aus der Fahrradtasche genommen, wahrscheinlich, um sich ihren alten kaputten Ball damit zu flicken. Und er kann das Rad jetzt sechs Kilometer durch den tiefen Sand nach Hause schieben. So was kann auch nur in diesen Zeiten passieren.

Am Eingang des Dorfes liegt das Wirtshaus von Franz Mertens, mit dem zusammen Reifke früher bei den Stolper Husaren gedient hat. Man ist ja keiner von den Jüngsten mehr, und nach so einer kleinen Felddienstübung wird man sich wohl einen kleinen Korn genehmigen dürfen, auch wenn man ihn selber bezahlen muß. Karl Reifke lehnt das Rad an die Wand und geht in die Gaststube. Bedächtig nimmt er die Mütze ab und wischt sich die Stirne mit dem schönen buntkarierten Taschentuch, das ihm letzte Weihnachten seine Schwester aus Berlin geschickt hat.

Da kommt auch schon Franz Mertens, sehr rosiger Stimmung scheint

er nicht zu sein. Jedenfalls fängt er sofort furchtbar zu schimpfen an: »Was meinst du, Reifke, was das jetzt hier für Sachen sind! Was soll ich denn machen? Gestern kommt der Gehilfe vom Obergerichtsvollzieher und bestellt für nächsten Dienstag hier den kleinen Saal und den Platz davor für eine große Zwangsversteigerung. Ich sage natürlich, daß mir das gar nicht angenehm ist, denn du weißt ja, daß die Bauern das verdammt übel nehmen, wenn man so was macht. Die Herren aus Stolp werden mir den Schaden nicht ersetzen. Und was glaubst du, was dieser Schreiberlümmel mir sagt? Das wär ihm ganz egal, und ich müßte das einfach tun. Na, und nu? Kannst du mir vielleicht sagen, was ich machen soll? Wenn ich den Saal gebe, kommt mir keiner von den Bauern wieder her. Gebe ich ihn nicht, dann habe ich die Scherereien mit der Behörde. Du bist ja man Beamter, Karl, aber wir sind trotzdem gute Freunde. Und das eine sag ich dir, das muß hier bald anners werden. Wie, ist mir egal, aber so hält das kein Hund mehr aus. Verzehren tut keiner mehr was. Geld hat keiner mehr, und jeden Tag einen neuen Ärger.«

Karl Reifke kennt das Lied. Aber Rat weiß er auch nicht: »Gib mir man 'n kleinen Köhm, Franz. Was soll das schlechte Leben nützen? Früher hab'n wir ja immer 'nen großen getrunken. Na, vielleicht kommt das auch mal wieder.« Noch keineswegs besänftigt, trottet der Wirt an den Schanktisch zurück und gießt den Kümmel ein. Früher hat er immer so 'n halben Finger breit über den Strich eingegossen, wenn's für den Karl Reifke war. Erstens wegen der alten Freundschaft, und zweitens soll man sich mit dem Oberlandjäger immer gut stellen. Aber jetzt in diesen Zeiten — nur genau bis zum Strich.

Die beiden sitzen zusammen und rauchen ihre Pfeifen und schweigen sich an. Immerzu kann man ja schließlich auch nicht auf die schlechten Zeiten schimpfen, und was andres fällt den beiden sorgenbeschwerten Männern wirklich nicht ein.

Instinktiv hebt der Wirt den Kopf, als er draußen das Rattern eines Motorrades hört. Der Autoverkehr ist hier nicht sehr stark, und daß irgend so ein Biest ausgerechnet vor seiner Tür hält, kommt sehr selten vor. Es ist ja nun auch gerade kein Achtzylinder-Horch, der da vor der Wirtschaft hält, sondern nur ein kleines mickriges Motorrad. Den Mann,

der jetzt in die Wirtsstube tritt, kennt keiner von den beiden. Er sieht nicht gerade elegant aus, aber doch irgendwie ein wenig städtisch. Trotz dem Motorradanzug und trotz der Staubschicht auf seinem Gesicht. Er bleibt einen Augenblick stehen, als ob er den Wirt suchte. Franz Mertens hebt sehr gemächlich sein Gesäß vom Stuhl und sagt mit der Zurückhaltung, die die Eigentümlichkeit dieser schweren hinterpommerschen Menschen ist: »Tag ooch.« Nicht mehr und nicht weniger. Nun hat der Gast zu wissen, daß das der Wirt ist; und wenn er Wünsche hat, kann er sie ihm sagen. Der fremde Mann tritt an den Tisch und sagt in einem merkwürdig harten Deutsch: »Ach, Herr Wirt, geben Sie mir bitte einen großen Kognak!« Und mit einer halben Kopfbewegung zu Karl Reifke: »Wenn Sie erlauben, werde ich mich hier einen Augenblick hinsetzen.« Karl Reifke nickt, und der Fremde setzt sich hin. Jetzt wird er gleich sagen, denkt Karl Reifke: Schlechte Zeiten. Das sagen sie alle. Wenn mal ein Fremder kommt, so ist das die Formel, mit der man ein Gespräch anfängt. Doch er hat sich geirrt.

»Sagen Sie, Herr Wachtmeister«, redet der Fremde ihn an, »Sie wissen hier doch sicherlich ganz ausgezeichnet Bescheid. Gibt es hier im Dorf so etwas wie eine Reparaturwerkstätte für Autos? Ich habe da einen kleinen Schaden an meinem Motorrad, und den möchte ich gern in Ordnung bringen lassen. Denn es ist wirklich nicht angenehm, nachher mitten auf der Chaussee liegen zu bleiben. Ich muß nämlich heute noch hinüber nach Bütow.«

Josef Korczinski, der diese höchst alberne und überflüssige Frage nur tut, um irgendwie eine Gesprächseröffnung zu finden, hat in diesem Augenblick keine Ahnung davon, daß er wieder einmal das entwickelt hat, was in seinem Beruf die Hauptsache ist, nämlich Glück. Hätte er das Gespräch mit den berühmten schlechten Zeiten angefangen, dann hätte der Oberlandjäger Reifke wahrscheinlich nur verärgert gebrummt und wäre bald weggegangen. Aber das mit dem Liegenbleiben auf der Chaussee, das verbindet ihn irgendwie innerlich mit diesem fremden Mann. Es ist dasselbe, als wenn zwei Automobilisten an genau der gleichen Stelle der Straße, aus entgegengesetzten Richtungen kommend, eine Panne haben.

Und so findet der Wirt, als er dem Fremden den Kognak bringt, die

beiden Männer bereits in einem angeregten Gespräch. Er hat das nicht zu bedauern, denn der Gast lädt ihn und Reifke immer noch einmal zu einem großen Korn ein. Sie sprechen über Gott und die Welt, über Fahrräder und Motorräder, über Frauen und Kinder, über das Wetter und die Landwirtschaft. Und da sie wie auf Kommando alle drei nicht von den schlechten Zeiten sprechen, werden sie allmählich ganz lustig. Für drei Mark vierzig hat der fremde Gast nun schon Kognak und Korn bestellt, und Franz Mertens ist ein viel zu guter Wirt, um nicht auf den Vorschlag des Fremden einzugehen, ob man sich nicht die nächste Lage ausknobeln wolle. Das scheint ein Mann von Welt zu sein. Der bestellt und bezahlt, und nachher will er auch sein bißchen Spaß haben. Franz Mertens holt die Würfel, und nun geht es los.

Einer von den besten alten Tricks Josef Korczinskis ist es, beim Knobeln je nach Bedarf verlieren oder gewinnen zu können. Man soll nicht glauben, daß das einfach wäre. So etwas erfordert jahrelange Übung. Aber wenn man es kann, ist es manchmal ungeheuer nützlich. Heute hält es Josef Korczinski für zweckmäßig, fortgesetzt zu verlieren. Eine Lage, zwei Lagen, drei Lagen hintereinander. Die vierte gewinnt er taktvollerweise zwischendurch. Zu viel Pech könnte auffallen. Aber bis zur sechsten bleibt er dann ständig im Verlust.

Die Köpfe von Karl Reifke und Franz Mertens glühen allmählich. Immer, wenn der Wirt eine neue Lage Korn holt, unterhalten sich die beiden andern am Tisch, und da sie schon so lange und so freundschaftlich zusammensitzen, findet es Karl Reifke gar nicht mehr so erstaunlich, daß der Fremde anfängt, von den guten alten Zeiten zu sprechen, in denen Karl Reifke bei den Stolper Husaren gestanden hat und in denen es selbstverständlich war, daß jeder deutsche Junge, der einigermaßen gerade Knochen hatte, seine zwei Jahre oder seine drei bei der Kavallerie herunterriß.

Das scheint ein nationaler Mann zu sein, dieser nette Knobelbruder da. Er findet es wirklich bedauerlich, daß das heute alles anders ist, und gerade in dieser Gegend, ein paar Kilometer von der polnischen Grenze entfernt. Weit und breit kein Soldat zu sehen. Wenn da einmal die Polen kommen... Mit Heugabeln und Dreschflegeln werden die Bauern die polnischen Soldaten nicht aus dem Lande jagen können. So

was muß vorbereitet sein. Da muß jeder wissen, was er zu tun hat. Sonst klappt es nachher nicht. Aber diese Regierung in Berlin. Oh, er will dem Herrn Wachtmeister nicht in seiner Beamteneigenschaft zu nahe treten. Um Himmels willen nicht! Aber unter sich kann man doch wohl sagen, da geschieht ja gar nichts.

Nach einem Dutzend Schnäpsen sitzt selbst einem ruhigen Mann wie dem Karl Reifke die Zunge etwas lockerer als gewöhnlich. »Nee, nee, so gefährlich ist das nun auch wieder alles nicht. Sollen se man versuchen, die verfluchten Polacken. Soll'n se man kommen. Wir werden sie schon in Empfang nehmen. Die Jungens wissen hier schon, was se tun müssen. Militär gibt es ja nicht viel, das ist richtig. Aber in der Gegend hier muß man schon Bescheid wissen. Da sind zwanzig Kerls, die mit einem Gewehr umgehen können und jeden Busch kennen, ne ganze Menge wert.«

Der Fremde zuckt die Achseln. Mein Gott, aber ohne Organisation. Was will man da machen! Sicher, der Herr Oberlandjäger wird ja in seinem Bezirk auch das Mögliche tun, aber was hilft das schon, wenn da nicht Verteidigungsstellungen vorbereitet sind, wenn da nicht an den Straßenkreuzungen Tankfallen eingerichtet werden, und was es alles für solche Sachen in einem modernen Kriege gibt.

Der Oberlandjäger Karl Reifke wird fast ein bißchen ärgerlich. Er sitzt ja sicherlich nicht im Wehrkreiskommando Stettin, aber hier an der Grenze in der täglichen Zusammenarbeit mit den Zollbeamten und den Behörden hört und sieht unter Umständen auch ein einfacher Oberlandjäger eine ganze Menge. Jedenfalls mehr, als dieser fremde Mann da zu ahnen scheint; und aus dem nicht übergroßen Schatze seines Wissens packt der Karl Reifke jetzt aus.

Josef Korczinski verfügt neben vielen sonstigen Vorzügen über ein ganz ausgezeichnetes Gedächtnis. Er hat es nicht nötig, sich Notizen zu machen, die doch unter Umständen gefährlich werden könnten. In seinem Kopf ist das alles viel besser, viel sicherer und viel unverfänglicher aufgehoben, als wenn er sich in irgendeiner albernen Geheimschrift, die doch jeder mittlere Kriminalassistent lesen kann, etwas aufschreibt.

Nach zwei Stunden Knobeln, Schnapstrinken und Erzählen weiß Josef Korczinski wenigstens hier in der Gegend ganz gut Bescheid. Das ganze Unternehmen hat ihm vierzehn Mark fünfundachtzig gekostet, und

außerdem hat er noch den Namen und die Adresse eines guten Bekannten von Karl Reifke, der beim Zollschutz im Kreise Bütow arbeitet, und den er auf ebenso billige und einfache Weise auszunehmen gedenkt.

Doch wenn alles ganz glatt geht, so glatt, wie man es eigentlich nicht erwarten konnte, dann macht unter Umständen auch ein so schlauer Fuchs wie Josef Korczinski einen Fehler. Er hat im Laufe der langen Sitzung etwas getan, was eigentlich gerade ihm nicht passieren sollte. Er hat nämlich vergessen, daß er das Gespräch mit der angeblichen Reparatur seines Motorrades begonnen hat. Als er sich nun erhebt und von den beiden Männern verabschiedet, denkt er nicht mehr daran, daß er eigentlich ins Dorf zurück müßte, um diese angebliche Reparatur machen zu lassen. Er geht hinaus, klappt den Ständer seines Motorrades herunter, tritt den Starter und braust fröhlich und guter Dinge in Richtung Bütow davon.

Und das hätte er nicht tun sollen. Auch fünfzehn Glas Korn sind für einen Mann wie Karl Reifke noch keine gänzlich ausreichende Ladung. In dem Augenblick, da vor dem Fenster die Staubwolke des abfahrenden Motorrades hochgeht, schießt es dem Oberlandjäger dumpf durch den Kopf: Mein Gott, der Mann fährt doch nach der falschen Richtung. Der wollte doch eigentlich zur Reparaturwerkstätte. Hat er das nun vergessen oder hat er irgendeinen andern Grund, so schnell abzufahren? Und ganz langsam und bedächtig fängt der Oberlandjäger Reifke an, die beiden letzten Stunden durchzudenken. Dabei wird ihm allmählich schwül. Er hat keine Ahnung, was das für ein Mann gewesen ist, und er weiß nur, daß im Laufe dieser ganzen langen Unterhaltung alle möglichen Dinge gesprochen worden sind, über die man sonst nicht zu sprechen pflegt. Karl Reifke möchte diese unangenehme Erinnerung am liebsten ganz auslöschen. Aber dazu ist er viel zu sehr ein Mensch dieses hinterpommerschen Landes, als daß er das ohne weiteres könnte. Immer fester frißt sich in ihm der Argwohn, daß hier irgend etwas nicht stimmen könnte.

Wohl eine Viertelstunde lang hat Karl Reifke gesessen und nachgedacht. Dann steht er plötzlich auf und geht ans Telephon. Nach zehn Minuten hat er endlich die Verbindung mit dem Zollwachtkommando, bei dem sein alter Freund arbeitet. Er wird jetzt die Probe aufs Exempel machen. Kommt der Fremde dahin und fängt eine ähnliche Unterhaltung an, dann hat er mit seinem Argwohn recht. Dann wird man irgend etwas

unternehmen müssen. In etwas aufgeregter Breite setzt er seinem Freund auseinander, worum es sich handelt. Wenn der Fremde kommt, dann soll er sehr zurückhaltend sein und sehen, ob da der Versuch gemacht wird, militärische Dinge herauszuhorchen. Wenn das so ist, soll er ihn sofort anrufen und ihm Bescheid sagen. Am besten ist es, wenn man den Mann dann so lange hinhalten kann, bis er gleich festgenommen wird.

Wesentlich erleichtert geht Karl Reifke nach Hause, und nach drei Tagen hat er die ganze Angelegenheit schon fast vergessen. Da schrillt eines Abends kurz vor neun, ehe das Telephonamt den Verkehr einstellt, das Diensttelephon in seiner Wohnung. Dieser scheußliche braune Wandkasten, den man ihm erst vor einem halben Jahr hierhergelegt hat, als im Laufe weniger Wochen eine ganze Serie von Brandstiftungen vorgekommen war. Am andern Ende der Leitung ist sein Bütower Freund. »Hallo, Reifke,« hört er, »heute ist der Kerl von neulich hier aufgetaucht. Er hat es genau so versucht wie mit dir. Leider konnte ich nicht eher anrufen, und jetzt ist der Mann schon weg. Aber er hat mir gesagt, daß er nach Stolp zurückmüßte, und da wird er wohl irgendwo in einem Hotel wohnen. Also dann sieh man zu, daß wir den festkriegen.«

Karl Reifke ist wie elektrisiert. Er fährt in die Stiefel, langt den Rock vom Haken und schwingt sich auf das Rad, um sofort, noch an diesem Abend, nach Stolp zu fahren.

Der diensthabende Kriminalbeamte im Stolper Polizeiamt ist ein wenig erstaunt, als er zu später Nachtstunde den schwitzenden und erregten Oberlandjäger aus Altdamerow vor sich sieht. Aber als ihm Karl Reifke seine Geschichte erzählt hat, wird er hellhörig. Es ist nicht das erstemal, daß hier in der Gegend verdächtige Elemente aufgetaucht sind. Man muß vorsichtig sein und lieber ein wenig mehr als zu wenig tun. Er setzt das Telephon in Bewegung und ruft die einzelnen Hotels an, in denen der verdächtige Fremde vielleicht wohnen könnte. Karl Reifke möchte sich fortgesetzt ohrfeigen, daß er nicht wenigstens den Namen des Gastes von neulich weiß. So ist es notwendig, daß der Kriminalkommissar in jedem einzelnen Hotel eine Personalbeschreibung gibt, und es kostet eine Menge Zeit, ehe die verschlafenen Nachtportiers ungefähr einen Begriff davon bekommen haben, wie der Mann aussieht, für den die Polizei sich interessiert.

Um dieselbe Zeit sitzt Josef Korczinski fast allein in der Gaststube seines kleinen Hotels in Stolp und ist mit sich und der Welt nicht unbedingt zufrieden. Die ersten drei Tage ist ja alles ganz gut gegangen. Aber heute, dieser Zollmensch in Bütow war sehr merkwürdig. Er hat nichts Rechtes erfahren können, und außerdem hat er die ganze Zeit das dumpfe Gefühl gehabt, daß dieser Kerl ihm aus irgendeinem Grunde mißtraue. Er hat deshalb die Unterhaltung möglichst abgekürzt und schleunigst den Aufenthalt etwas gewechselt. Auch hier in Stolp wird er nicht lange bleiben. Es scheint ihm zweckmäßig zu sein, in seiner ganzen Arbeit eine kleine Pause einzuschieben und frühestens in vierzehn Tagen ganz vorsichtig wieder anzufangen. Er hat keine bestimmten Anhaltspunkte dafür, daß man ihm auf den Fersen ist, aber ein Mann wie Josef Korczinski hat es im Gefühl, wenn die Luft anfängt, dick zu werden. Das beste wird sein, daß er gleich morgen früh nach Stettin abfährt.

Eben hat er diesen Entschluß gefaßt und erhebt sich, um sich vorne beim Portier seinen Zimmerschlüssel geben zu lassen. Er bekommt ihn nicht gleich, denn der Portier ist am Telephon beschäftigt. Und das, was Josef Korczinski da hört, ist ihm unheimlich interessant.

»Nee, Herr Kommissar — oder doch, wartense mal —, ja, ein Herr mit 'nem Motorrad ist heute gekommen. Ja, Herr Kommissar, 'nen Bart hat er auch nich. Und schwarzes Haar, jawoll, Herr Kommissar. Na schön, Herr Kommissar, da werden wir aufpassen, Herr Kommissar.«

Josef Korczinski beißt sich auf die Lippen. Jetzt wird die Sache ernst. Also hat ihn sein Gefühl doch nicht getäuscht. Wenn er aus dieser Mausefalle noch einmal herauskommt, dann hat er Glück gehabt. Er hat zwar immer noch keine Notizen und verräterischen Papiere bei sich. Aber schon die zweiunddreißig Tausendzlotyscheine, die in dem Geheimfach seines kleinen Handkoffers liegen, können eine schwere Belastung werden. Er brauchte ja nur hinauf in sein Zimmer zu gehen, diese Scheine zu nehmen und sie im Ofen zu verbrennen. Dann würde man nichts Belastendes mehr bei ihm finden. Aber das ist doch ein wenig zu viel verlangt. Zweiunddreißigtausend Zloty einfach wegwerfen? Nein, das wird Josef Korczinski nicht tun. Lieber spielt er va banque.

Am nächsten Morgen, ziemlich früh, betritt Josef Korczinski das Gastzimmer, um Kaffee zu trinken. Richtig, da sitzt auch schon ein Mann, dem

man auf fünfhundert Meter bei Nacht den preußischen Kriminalbeamten ansieht. Josef Korczinski muß sich Mühe geben, um nicht zu grinsen. Er ist jetzt ganz ruhig und sicher. Er weiß, es wird ihm gelingen, durchzukommen. Mit höflichem Lächeln geht er auf den Kriminalbeamten zu. »Ach, entschuldigen Sie,« sagt er, »ich bin hier fremd. Ich muß jetzt gleich zum Landratsamt in einer sehr wichtigen Sache. Würden Sie vielleicht die Freundlichkeit haben, mir zu sagen, wie ich da am besten hinkomme?«

Der Kriminalassistent, der den Auftrag hat, den Verdächtigen nicht aus den Augen zu lassen, glaubt besonders schlau zu sein, wenn er antwortet: »Ja, lieber Herr, das is 'n bißchen schwierig. Da wird es wohl das Beste sein, wenn ich Sie hinbringe.« Das ist genau das, was Josef Korczinski wollte. Wenn der Kriminalbeamte mit ihm zusammen zum Landratsamt geht, kann er nicht inzwischen sein Gepäck durchsuchen, und das wäre ihm wegen der zweiunddreißigtausend Zloty recht unangenehm.

Eine Viertelstunde später steht Josef Korczinski vor dem Kreissekretär: »Ich muß unbedingt sofort den Herrn Landrat sprechen. Es handelt sich um eine sehr wichtige Sache, die ganz geheimgehalten werden muß. Bitte lassen Sie den Herrn Landrat sofort holen!«

Der Kreissekretär ist von dem sicheren und gewandten Auftreten des Fremden so verblüfft, daß er sofort in die Wohnung des Landrats telephoniert, der noch beim Frühstück sitzt. Nach zehn Minuten sitzt Josef Korczinski in einem Sessel im Arbeitszimmer des Landrats von Stolp.

»Hier sind meine Papiere, Herr Landrat, Sie sehen, ich bin russischer Staatsangehöriger. Bitte schön, wollen Sie das zur Prüfung dabehalten? Ich bin jetzt seit sechs Tagen hier in der Provinz, und schon ist man an mich herangetreten, um mich für die polnisch-französische Spionage gegen Deutschland zu gewinnen. Nun habe ich als Russe gerade für Polen nicht viel übrig, und aus diesem Grunde habe ich mir die Organisation, mit der die Leute hier arbeiten, ziemlich genau angesehen und bin gern bereit, Ihnen darüber nähere Auskünfte zu geben. Ich glaube, ich kann Ihnen eine ganze Menge erzählen, was Sie sehr interessieren wird.«

Um seine Überraschung zu verbergen, vertieft sich der Landrat in das Studium der echt russischen Papiere von Josef Korczinski, obwohl er kein Wort russisch lesen kann. Aber eine solche sachverständige Prüfung macht

immer einen guten Eindruck. Schließlich hat er sich einigermaßen gefaßt: »Lieber Herr, eigentlich bin ich ja für solche Dinge nicht zuständig. Es wäre schon besser, wenn Sie mit Ihren Kenntnissen zur politischen Landespolizei gehen würden.«

Diese Auskunft genügt Korczinski noch nicht. Er will hier und an diesem Platz sicher davor sein, fortgesetzt überwacht und behindert zu werden, und davor kann ihn am besten der Landrat selber schützen. Also verzieht er sein Gesicht zu einem leicht gequälten Grinsen und macht sehr höflich darauf aufmerksam, daß wahrscheinlich die polnischen Agenten, denen er als noch nicht ganz eingearbeitet etwas unsicher erscheint, ihn auf Schritt und Tritt überwachen und in kürzester Zeit wissen werden, daß er hier beim Landrat vorgesprochen hat. Außerdem aber — und dabei windet sich Josef Korczinski in gut gespielter Verlegenheit — sei er momentan in peinlichen Geldverlegenheiten und müsse schon bitten, ihm für seine Eröffnungen die wirklich nicht übertrieben große Summe von zwölftausend Mark zu zahlen. Schließlich wäre er dankbar, wenn man ihm dann Gelegenheit gäbe, nach Rußland zurückzukehren, ohne polnischen Boden betreten zu müssen.

Der Landrat fühlt sich der Situation nicht ganz gewachsen. Die Forderung von zwölftausend Mark macht ihn stutzig; andererseits ist der Eindruck, den er von seinem Besucher hat, keineswegs schlecht. Also hängt er sich ans Telephon und fragt bei der Regierung in Stettin an, was er tun solle. Doch auch da weiß man mit der Offerte des angeblichen Russen nicht viel anzufangen. Man wird zunächst einmal bei dem russischen Generalkonsul in Stettin Rückfrage halten. So lange soll der Russe sich gedulden.

Mit dieser Auskunft geht Josef Korczinski hochbefriedigt in sein Hotel zurück. Vor der Anfrage in Stettin hat er keine Furcht. Seine Papiere sind so echt, wie man es sich nur wünschen kann, denn darauf versteht sich die Spezialabteilung des polnischen Generalstabs ausgezeichnet, und ob er, Josef Korczinski, nun genau so aussieht wie der brave Moskauer Mann, dessen Originalpapiere er mit seinem Bilde bei sich führt, werden die Leute in Stettin aus der Entfernung kaum beurteilen können. Sollte der unerwartete Glücksfall eintreten, daß die Deutschen ihm tatsächlich zwölftausend Mark zahlen wollen, nun, dann wird er ihnen einiges erzählen, ein wenig Wahrheit und sehr viel Dichtung, und wird befriedigt

abfahren. Zahlen sie nicht, so wird er wenigstens die peinliche Überwachung und die dringende Gefahr der Verhaftung los und kann friedlich und ungehindert nach Warschau zurück. Vielleicht hat er sogar noch Zeit, ein paar interessante Neuigkeiten zu erfahren und mitzunehmen.

Nach vier Tagen kommt die Antwort aus Stettin. Die Papiere sind in Ordnung. Aber zwölftausend Mark sind zuviel. Man verzichtet dankend. Im ersten Augenblick ist Josef Korczinski beinahe ärgerlich. Zwölftausend Mark sind soviel wie das Jahresgehalt eines polnischen Ministers. Das hätte er gerne als Spesenzuschuß für seine hinterpommersche Reise noch mitgenommen. Aber was nicht ist, ist eben nicht.

Während Josef Korczinski sich langsam und bedächtig und nunmehr völlig ohne Sorgen zur Rückreise nach Warschau vorbereitet, findet der Oberlandjäger Karl Reifke noch immer keine rechte Ruhe. Man hat ihm zwar gesagt, daß er sich getäuscht habe. Aber irgendwo im Innern weiß Reifke, daß er mit seinem Verdacht bestimmt nicht fehl geht. Noch einmal fährt er nach Stolp und spricht mit dem Leiter der Kriminalpolizei. Er erzählt so ausführlich und eindringlich, daß schließlich der Kriminalkommissar ihm zusagt, den verdächtigen Russen bis zu seiner Abreise noch überwachen zu lassen. Täglich einmal erkundigt sich Karl Reifke, und als er hört, daß für den nächsten Tag der Fremde seine Abreise im Hotel angekündigt hat, läßt er sich beurlauben und ist am nächsten Morgen ganz früh in Zivil auf dem Bahnhof in Stolp. Er braucht nicht lange zu warten. Schon zum ersten Zuge erscheint Josef Korczinski auf dem Bahnhof. Karl Reifke ist zunächst ein wenig erstaunt. Der nächste Zug in Richtung Stettin geht erst viel später, und der Russe wird doch sicherlich nach Stettin fahren, um von dort aus ein Schiff nach Rußland zu nehmen. Sein Staunen wächst, als er sieht, daß Josef Korczinski seelenruhig in einen Zug nach Bütow einsteigt. Karl Reifke verkriecht sich in einem Abteil für Reisende mit Traglasten und sieht auf jeder Station angestrengt aus dem Fenster, ob sein verdächtiger Reisegenosse nicht aussteigt. Doch erst in Bütow selbst verläßt Josef Korczinski den Zug. Seelenruhig geht er zum nächsten Autoverleiher und bestellt sich einen Wagen, der ihn an die polnische Grenze bringen soll. Er ist seiner Sache so sicher, daß er nicht mehr glaubt, irgendwelche Vorsichtsmaßregeln anwenden zu sollen.

Der Oberlandjäger Reifke, der sich auch im Kreise Bütow genau auskennt, weiß, daß es hier nur einen Grenzübergang nach Polen gibt. Also braucht er nichts weiter zu tun, als die Grenzwache an dieser Stelle zu benachrichtigen, daß sie den Fremden, der mit dem Auto Nummer soundsoviel im Laufe der nächsten Stunden dort ankommen wird, festhalten und genau untersuchen solle. Er selber borgt sich ein Rad und fährt in dem schärfsten Tempo, das er auf der schlechten Straße herausholen kann, gleichfalls zu dem Grenzübergang. Schon von weitem sieht er das Bütower Auto vor dem Zollhaus stehen und weiß, daß er noch nicht zu spät kommt.

Als er den Raum betritt, kommt er gerade zur rechten Zeit. Die Beamten haben Josef Korczinski und sein Gepäck recht genau durchsucht, aber sie haben nichts Verdächtiges darin gefunden. Es hat sich also scheinbar doch um einen Russen gehandelt, und sie werden den Fremden, der immer wieder laut und ärgerlich erklärt, daß er sich über die unerhörte Behandlung beschweren werde, jetzt wohl loslassen müssen. Da kommt ihnen Karl Reifke sehr gelegen. Er hat bei seinen Erkundigungen in Stolp erfahren, daß damals der angebliche Russe unter gar keinen Umständen über Polen nach Hause reisen wollte. Und jetzt trifft er ihn hier, fünfzig Meter von der polnischen Grenze. Das ist an sich schon belastend. Aber die andern Beamten zucken die Achseln. Es wird noch nicht ausreichen, ihn festzuhalten. Wenn sich nicht noch irgend etwas anderes findet, muß man sich entschuldigen und ihn über die Grenze lassen.

Eine verzweifelte Wut packt langsam Karl Reifke. Noch einmal nimmt er sich den Koffer vor. Er stellt ihn auf den hohen, etwas wackligen Schreibtisch im Zollbüro und nimmt jedes einzelne Stück heraus und prüft es ganz genau. Doch nichts ist zu finden. Karl Reifke zerdrückt einen Fluch zwischen den Zähnen und stopft die Sachen wieder in den Koffer. Mit einem bösen Ruck will er ihn schließen. Aber da stößt er einen halblauten Schmerzensschrei aus. Beim Zumachen hat er sich die Finger geklemmt. Instinktiv läßt er beide Hände los, und polternd stürzt der unverschlossene Koffer vom Schreibtisch auf die Steinfliesen des Zimmers. Karl Reifke bückt sich, den Schaden wieder gutzumachen. Doch in diesem Augenblick quellen ihm fast die Augen aus dem Kopf. Durch den Sturz hat sich am Boden des Koffers eine kleine Feder gelöst, die nun ein hüb=

sches kleines Geheimfach freigibt. Und in ihm liegen, vorsichtig verschnürt, zwei Bündel polnische Banknoten.

Ganz langsam und bedächtig zählt Karl Reifke nach. Zweiunddreißigtausend Zloty hat dieser angeblich mittellose Russe bei sich. Er hat also auf dem Landratsamt sichtlich gelogen.

Josef Korczinski mag fluchen soviel er will, er muß wieder hinein in das Auto und zurück nach Stolp, wo er am Abend ins Gefängnis eingeliefert wird.

Das ist kein gutes Ende einer so erfolgreich begonnenen Arbeit.

*

Die Untersuchung gegen den angeblichen Russen, der auf dem Landratsamt von Stolp Mitteilungen über französisch-polnische Spionage machen wollte, hat einige Wochen gedauert. Es ist während dieser Zeit nicht gelungen, dem überaus gewandten Agenten tatsächlich Spionage nachzuweisen. Allerdings konnte der Verhaftete auch keine glaubwürdigen Angaben darüber machen, wie er in den Besitz von zweiunddreißigtausend polnischen Zloty gekommen war. Schließlich blieb den deutschen Behörden nichts anderes übrig, als den Verhafteten freizulassen, nachdem ihm das verdächtige Geld abgenommen worden war.

Die Abteilung C III im Warschauer Generalstab soll dem Agenten Josef Korczinski in der darauffolgenden Zeit beträchtliche Abzüge gemacht haben, um den durch seine Ungewandtheit entstandenen Schaden wenigstens einigermaßen wieder hereinzubekommen.

VII. Kapitel

Die Zentrale

Ein Staat ohne gefestigte bürokratische Tradition hat es sicherlich in vielen Dingen nicht leicht. Der Apparat, der auch dann wenigstens äußerlich reibungslos läuft, wenn die geistigen Kräfte zu gewissen Zeiten schwächer werden, dieser Apparat, der das Räderwerk der Staatsmaschinerie auch dann noch zu treiben vermag, wenn die Staatsidee verblaßt oder hinter inneren Auseinandersetzungen zurücktritt, ist unter Umständen sehr viel wert. Dieser Apparat vermag Revolutionen zu überdauern, er übersteht Erschütterungen von katastrophaler Art; und die Staaten, die über einen solchen gut eingespielten bürokratischen Apparat verfügen, vergessen manchmal, daß ein Apparat, auch wenn er noch so fein durchkonstruiert ist, in irgendeinem Sinne doch nur eine tote Maschinerie bleibt, deren Leistungsfähigkeit auf die Dauer von den geistigen Kräften abhängig ist, die ihn in Bewegung setzen.

Das nach dem Kriege wieder erstandene Polen verfügte in keiner Richtung über einen solchen Staatsapparat. Ihm fehlte auf allen Gebieten eine in der Tradition aufgewachsene Beamtenschaft, und gar sein auswärtiger Dienst mußte sozusagen aus dem absoluten Nichts geschaffen und aufgebaut werden. Man findet daher im diplomatischen Dienst Polens Männer und Persönlichkeiten von verschiedenartiger Geistesprägung — Männer, die anscheinend zusammenhanglos und wie durch einen blinden Zufall auf ihre Posten geraten sind. Aber ihnen allen ist eins gemeinsam: Der brennende Wunsch, ihrem Staate nach besten Kräften zu dienen und dieses junge Gebilde zu kräftigen und zu einer Großmachtstellung emporzuführen, die Polen zur Vormacht des europäischen Ostens werden läßt.

Seit Marschall Pilsudski durch den Staatsstreich vom Mai 1926 die Leitung der Geschicke Polens wieder in die Hand genommen hat, ist auch allmählich der auswärtige Dienst mehr und mehr mit Männern seines persönlichen Vertrauens durchsetzt worden. Die Leitung der äußeren Politik befindet sich seit jener Zeit ununterbrochen in den Händen von August Zaleski, der damit zu einem der am längsten amtierenden europäischen Außenminister geworden ist. In seiner Umgebung aber haben die Gesichter besonders in den ersten Jahren häufig gewechselt. So manches Mal mochte der traditionsbeschwerte Berufsdiplomat aus dem Westen Europas sich wundern, was für Persönlichkeiten in verantwortungsvolle und wichtige Stellungen des polnischen auswärtigen Dienstes geschoben wurden. Aber man darf nicht vergessen, daß in dem Polen des Marschalls Pilsudski das stolze und ein wenig überheblich klingende Wort gilt: ein wirklicher Legionär kann alles, wenn der Marschall es befiehlt. Wenn der Marschall es befiehlt, wird ein Maler Ministerpräsident und ein Oberlehrer stellvertretender Finanzminister. Der Marschall befiehlt, und man gehorcht, ohne zu fragen. Man gehorcht auch dann, wenn es einem gegen das eigene Gefühl geht, oder wenn die Überlegung gegen die Übernahme irgendeines Postens spricht.

Es ist noch nicht allzu lange her, daß ein stiller, feiner und kluger Legionär, der während des Krieges in der unmittelbaren Umgebung Josef Pilsudskis gedient hatte, den Auftrag erhielt, den Posten als Pressechef beim Marschall selbst zu übernehmen. Das war eine große Ehre, aber zugleich eine große Gefahr. Der Marschall ist unberechenbar und schweigsam. Aber er ist der Mann, auf dessen Stirnrunzeln die ganze Nation und vielleicht sogar ein guter Teil von ganz Osteuropa mit Bewunderung oder Haß, auf jeden Fall aber mit Spannung blickt. Von einem guten Pressechef verlangt man, daß er das Stirnrunzeln eines solchen Mannes zu deuten vermag. Aber gerade das ist bei Josef Pilsudski eine Unmöglichkeit.

Der alte Legionär biß die Zähne zusammen und machte sich auf den Weg, sich beim Marschall zu melden. Es mag sein, daß gerade in dem Augenblick, als Josef Pilsudski ihn empfing, dessen Laune besonders schlecht war. Aber auch das Gegenteil kann richtig sein. Denn jede Äußerung des Marschalls von Polen kann so oder so gedeutet werden. »Du

willst Pressechef bei mir werden?«, so redete der Marschall den vor ihm Stehenden mit zusammengezogenen Augenbrauen an.

Auf eine solche Frage gibt es für einen alten Legionär nur die eine Antwort: »Jawohl Herr Marschall, wenn der Marschall es so befiehlt.«

»Du wirst es sehr schlecht bei mir haben. Du wirst nie etwas von mir erfahren, und alle Leute werden auf dich schimpfen.«

Der so freundlich Empfangene riß noch einmal gut militärisch die Knochen zusammen und wiederholte das selbstverständliche »Jawohl, Herr Marschall«. Und er sagte es zum letztenmal, als Josef Pilsudski ihn nun fragte: »Und du willst den Posten trotzdem haben?«

So geht es in der Umgebung des Marschalls zu, und diese niemals fragende Unterordnung unter einen Willen, der häufig genug gar nicht einmal klar zum Ausdruck kommt, der manchmal ganz im Dunkel einer mystischen Persönlichkeit verschwimmt, ersetzt im neuen Polen die von der Tradition geschmierte Maschinerie eines alteingearbeiteten Beamtenapparates. Aber es ist klar, daß da, wo der Wille des Diktators zu unklar bleibt, der persönlichen Interpretation irgendwelcher direkten oder indirekten Eindrücke, die die einzelnen Menschen mitgenommen zu haben vermeinen, ein weiter Spielraum gelassen wird. Ein Spielraum, der der Persönlichkeitsentwicklung viele Möglichkeiten läßt und im Laufe der Zeit dazu geführt hat, dem neuen Polen eine Reihe von Männern und Köpfen zu schenken, auf die in vieler Hinsicht guter Verlaß ist. Sie arbeiten selbständig und gewandt. Sie arbeiten mit unendlichem Fleiß und dem Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit. Sie tun das nicht nur, weil sie gute Polen sind, sondern weil der Marschall zu jeder Stunde als dunkle Wolke über ihnen schwebt und sie nie wissen, ob und wann der vernichtende Blitz auf sie herniederfährt, wenn der Marschall den Eindruck haben sollte, daß sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen seien.

Der Weg vom Platz in der Gnadensonne in das Dunkel von Pilsudskis Ungnade ist oft nicht gar so lang. Es gab einmal einen polnischen Gesandten in Berlin, der, als er seinen Posten antrat, als besonderer Vertrauensmann des Marschalls galt. Man sah in der deutschen Hauptstadt diesem Vertreter Polens nicht nur mit Spannung, sondern auch mit einer gewissen Freude entgegen, denn es ist stets angenehm, mit einem Manne zu arbeiten, dessen Stellung in seiner Heimat so stark ist, daß

Dinge, die mit ihm besprochen werden, so gewertet werden können, als seien sie mit den entscheidenden Stellen der Zentrale seines Landes vereinbart. Doch dieser Diplomat wurde in der sicherlich für einen polnischen Politiker nicht einfachen Berliner politischen Atmosphäre nicht recht heimisch. Vielleicht erboste es ihn, der aus der Umgebung des befehlsgewohnten Josef Pilsudski kam, daß die Dinge und die Entwicklungen in der deutschen Reichshauptstadt nicht vor ihm stramm standen. Jedenfalls begann er sehr bald, sich mit allen möglichen anderen Dingen, nur nicht mit der Pflege der politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Polen, zu beschäftigen. Mit den wirklich maßgebenden deutschen Kreisen und Persönlichkeiten kam er nicht in Fühlung, und man erzählt sich, daß einige junge Damen aus dem Tiergartenviertel und dem Grunewald am besten in den Räumlichkeiten der Berliner polnischen Gesandtschaft Bescheid gewußt hätten. In Klammern und zur Beruhigung moralischer Gemüter sei bemerkt, daß der Diplomat, von dem hier gesprochen wird, Junggeselle war.

Doch dieses Idyll, das nur durch häufige Erholungsaufenthalte in Scheveningen oder Biarritz unterbrochen wurde, fand schnell sein Ende, als die angestrengte Tätigkeit dieses Gesandten nicht die von der Warschauer Zentrale erwarteten Erfolge erzielte. Und das ist vielleicht das Typische: die Abberufung erfolgte nicht etwa in der Form einer anderen weniger verantwortlichen Verwendung. Oh, nein. Wenn die Gnadensonne des Marschalls von den Wolken der Ungnade verhüllt wird, dann wird es kalt und einsam um den Betroffenen. Dann gibt es für ihn auf lange Zeit keinen Platz, auf dem er begangene Sünden wieder gut machen könnte.

Das wissen alle, die an verantwortlichen Posten stehen, und daher gibt es nur wenige, die nicht ihre volle Kraft im Dienste der polnischen Sache einsetzen und verbrauchen.

Alle diese Männer, die aus den verschiedensten Berufen und Sphären des bürgerlichen Lebens, meist mit kurzen militärischen Intervallen, in den auswärtigen Dienst Polens gekommen sind, strengen ihren Geist an, um selbständig Ideen zu produzieren, um zu zeigen, daß sie etwas leisten und in der Lage sind, für ihr Vaterland nützliche Arbeit zu tun. Und dabei erweist es sich als ein nicht zu unterschätzender Vorteil, daß im neuen

Polen es keine geistige Uniform im Sinne einer traditionellen Beamtenerziehung gibt. Es ist etwas anderes, ob ein Arzt, ein Philologe und ein Advokat auf drei Posten sitzen, oder ob an denselben Stellen drei Beamte arbeiten, die alle durch dieselbe Schule der Ausbildung und lebenslanger Beamtenerziehung gegangen sind. Es wäre ein Wunder, wenn nicht bei der Lösung irgendeiner Aufgabe drei Leute von dieser Art ungefähr auf die gleichen Ideen verfielen, während es eine Selbstverständlichkeit ist, daß von drei Männern aus ganz verschiedenen geistigen Sphären jeder auf einem andern Wege zum gleichen Ziele zu gelangen versucht. So ergibt sich eine Vielfarbigkeit der Ideenführung und Arbeit, die es gestattet, die gesteckten Ziele von allen möglichen Seiten her mit immer neuen Variationen in Angriff zu nehmen.

Es ist möglich, daß es Verwaltungsaufgaben gibt, bei denen eine solche Vielgestaltigkeit zu Reibungen führt, die sich sonst leicht vermeiden ließen. Bei Aufgaben dagegen, die Erfindungsgabe und das erfordern, was der Franzose Esprit nennt, ist es ungeheuer wertvoll, wenn alles Schematische möglichst vermieden wird und die geistige Beweglichkeit einen weiten Spielraum erhält. Die Vielfarbigkeit der Persönlichkeiten gestattet aber auch zur Lösung bestimmter, besonders schwieriger Aufgaben die Menschen anzusetzen, die sich für die in Frage kommende Arbeit durch Vorbildung und geistige Struktur besonders eignen. Das gilt im diplomatischen Dienst und in der Politik überhaupt für kein Gebiet so, wie für das der Propaganda. Es ist absolut und einwandfrei bewundernswert, welche Mittel die polnische Propaganda findet, und welche Wege sie geht, um ihre Ziele zu erreichen und sich eine möglichst umfassende Wirkung zu sichern.

Politische Propaganda unterscheidet sich in ihren psychologischen Grundlagen von geschäftlicher Reklame ganz außerordentlich. Wenn es nach den Erfahrungen amerikanischer Reklamepsychologen darauf ankommt, dem Publikum, in dem zunächst einmal das Bedürfnis nach irgendeiner Ware systematisch geweckt worden ist, im zweiten Teil des Feldzuges immer und immer wieder den Namen und Begriff dieses Produktes einzuhämmern, so liegen die Dinge in der politischen Propaganda wesentlich anders und viel komplizierter.

An die Stelle der Bedürfnisweckung tritt die Notwendigkeit, für die

Sache des eigenen Staates zunächst einmal in der Welt eine sympathische Stimmung, eine ganz besondere Atmosphäre zu schaffen. Diese atmosphärische Stimmung kann nun durch die verschiedensten Mittel und mit den verschiedensten Methoden erzielt werden. Sie muß sogar auf möglichst vielfältige Weise erreicht werden, denn für nichts in der Welt gilt der Satz: »man merkt die Absicht und man wird verstimmt«, so sehr wie für die internationale politische Propaganda.

*

Wir haben bereits an einer Reihe von Beispielen gezeigt, wie die polnische Propaganda — immer geleitet von einem zentralen Gedanken und einer zentralen Idee — in Deutschland selber auflockernd im Sinne der polnischen Politik arbeitet. Es ist hier nicht der Platz, auf die ethische Seite dieser Art von Propaganda einzugehen, obwohl es nicht ohne Bedeutung wäre, einmal nachzuweisen, wie hier im politischen Interesse einer auswärtigen Macht mit dem Schicksal von Hunderttausenden von Menschen ein nur frivol zu nennendes Spiel getrieben wird. Läuft es doch in der Praxis darauf hinaus, daß die großpolnische Propaganda es beträchtlichen Teilen der polnischen Minderheit in Deutschland unendlich erschwert, in ein wirklich vertrauensvolles Verhältnis zum deutschen Staate und zur Mehrheit der deutschen Bevölkerung zu treten. Die Absicht war hier nur, die Methoden zu zeigen und die Systematik nachzuweisen, mit der dieser sozusagen negative Teil der polnischen Propaganda arbeitet, und wie er dazu dient, die beinahe noch wichtigere positive Seite vorzubereiten und zu untermauern.

Die Linie und die Methodik sind klar. Man unterminiert langsam gewisse Bezirke in Deutschland mit einer systematischen Propaganda, die zunächst keineswegs unmittelbar mit dem eigentlichen Ziel in Verbindung zu stehen scheint. Die Reibungen und Zwischenfälle, die sich dabei entweder von selber ergeben, oder die man, wenn es notwendig erscheint, auch absichtlich herbeiführt, bieten die Möglichkeit, angeblich unerträgliche Zustände in den bearbeiteten Gebieten nachzuweisen und darüber dann bei den internationalen Instanzen Beschwerde zu führen.

Das ist die eine Seite der Angelegenheit. Aber sie allein wäre nicht ausreichend, und die Männer, die in der Warschauer Zentrale die Fäden in der Hand haben, sind keineswegs einseitig genug, sich damit zu begnügen. Es wäre immerhin möglich, daß die internationale Stimmung, die auf diese Weise erzeugt werden kann, eines Tages umschlüge und sich gegen den polnischen Staat auswirkte. Das wäre nämlich dann möglich, wenn einmal das feine Netz in seinen einzelnen Verzweigungen aufgedeckt würde und eine erstaunte Welt die wahren Hintergründe der sogenannten polnischen Minderheitenpolitik erführe. Das weiß man in Warschau ganz genau, und deshalb wird mit bewundernswerter Energie und Vielseitigkeit auch auf andern Gebieten und mit gänzlich andern Mitteln gearbeitet. Es ist für den unbeteiligten Zuschauer ein absolut ästhetisches Vergnügen, zu sehen, daß es kein Gebiet geistiger Betätigung gibt, das nicht mit unerhörter Gewandtheit für diesen Zweck eingespannt würde. Die Männer der Warschauer Zentrale übersehen dabei nichts. Sie nutzen auch die kleinste Möglichkeit oder Gelegenheit dazu aus, wieder und wieder ein Stückchen Boden zu gewinnen, und sei es noch so winzig. Die Zahl der Beispiele, die man gerade aus diesem Gebiet anführen könnte, geht beinahe ins Unendliche. Aber da es hier nur darauf ankommt, das Typische und Interessante zu zeigen und sozusagen einen Leitfaden durch die Systematik der polnischen Propaganda zu geben, kann man sich auf wenige, besonders typische Fälle beschränken.

Da existiert irgendwo eine begabte polnische Schriftstellerin. Sie schreibt einen historischen Roman, der die Geschichte Schlesiens im frühen Mittelalter behandelt. Eine literarisch nicht wertlose Arbeit, deren Geist und Tendenz darin gipfelt, zu zeigen, wie sich in dieser geschichtlichen Periode deutsche und polnische Kultur gegenseitig ergänzten und im Kampfe gegen die Mongolengefahr, die damals Europa bedrohte, zusammenstanden. Eine Arbeit also, die, um dieses etwas abgenutzte Wortklischee zu gebrauchen, außer ihren literarischen Qualitäten noch einen ausgesprochen völkerversöhnenden Charakter hat. Nicht zuletzt aus diesem Grunde fand sich ein bekannter katholischer Verlag in Deutschland bereit, eine deutsche Ausgabe dieses Romanes herauszubringen. Die Aufnahme in der Öffentlichkeit war weit überdurchschnittlich freundlich. Bis in die deutsche Rechtspresse hinein fand das Buch ausgesprochen anerkennende

und lobende Kritiken. Man betonte die dichterische Gestaltungskraft und die historische Objektivität, man freute sich der gerechten Verteilung von Licht und Schatten, kurz: es war ein Erfolg, mit dem die Verfasserin sehr zufrieden sein konnte.

In der Warschauer Zentrale beobachtete man die Entwicklung dieser scheinbar gänzlich nebensächlichen, rein literarischen Angelegenheit mit der sich dort von selbst verstehenden Genauigkeit, mit der die polnische Propagandazentrale alle Vorgänge, und mögen sie noch so unscheinbar sein, verfolgt, um sie im gegebenen Falle für ihre Zwecke ausnutzen zu können. Sobald der Erfolg dieses Buches in Deutschland einigermaßen feststand, brachte man die Verfasserin dazu – wobei hier dahingestellt bleiben mag, ob auf direktem oder indirektem Wege –, eine groß angelegte moderne Reportage über das deutsche Schlesien von heute zu schreiben. So etwas liegt doch nah. Wenn ein literarisch interessierter Mensch einen annehmbaren Roman über das Schlesien des frühen Mittelalters geschrieben hat, so wird er für die moderne Entwicklung dieses selben Landes nicht uninteressiert sein. Also fuhr die Verfasserin nach Schlesien, wo sie naturgemäß zu allererst den beamteten und genau instruierten Vertretern der polnischen Politik in die Hände fiel. Der Erfolg ihrer Reportagereise war eine Serie von wüsten Hetzartikeln, die in der größten polnischen Zeitung, dem »Krakauer illustrierten Kurier«, erschienen, und in denen ans Herz greifende Schauerschilderungen des Terrors und der Bedrückung gegeben wurden, unter denen die zu hundertundfünfzig Prozent polnische Bevölkerung des deutschen Schlesiens zu leiden habe. Es kann nicht geleugnet werden, daß auch diese Artikel die gleiche literarische Begabung verraten wie das vorher erschienene Buch der Verfasserin.

Die Auswertung liegt auf der Hand. Man braucht nur die englische und die französische Übersetzung dieser Schilderungen ins Ausland zu schicken und jedem Exemplar ein paar jener deutschen Buchkritiken beizufügen, in denen der Verfasserin von deutscher Seite ihr Wille zur Objektivität und ihr Bemühen zur gerechten Verteilung von Licht und Schatten ausdrücklich bescheinigt wurden. Der Erfolg kann nicht ausbleiben. Jeder Engländer, Amerikaner oder Franzose, der das in die Hände bekommt, muß sich ganz natürlich sagen, jedes Wort, das dort geschrieben wurde, sei lautere Wahrheit, denn die Deutschen selber bestätigten ja der Person,

die das niederschrieb, ihre Objektivität und ihren Willen, zum Ausgleich und zur deutsch-polnischen Verständigung beizutragen.

Aber solche Dinge sind mehr oder weniger Zufälligkeiten, die, wenn sie sich gerade bieten, mit anerkennenswerter Gewandtheit in das allgemeine System einbezogen und für das große Ziel nutzbar gemacht werden. Es liegt zwar im Rahmen und im Sinne eben dieses Systems, auch an derartigen Zufällen nicht vorbeizugehen. Aber in ihrer Ausnutzung erschöpft sich die positive Seite der Propagandaarbeit keineswegs.

Die Vorarbeit des Atmosphäreschaffens, der Herstellung einer internationalen Stimmung, die den polnischen Aspirationen günstig ist, wird vielmehr mit erstaunlicher Gründlichkeit und einem Nachdruck betrieben, von dem in jeder Beziehung viel zu lernen ist. Es wird dabei die Bearbeitung der eigenen polnischen Öffentlichkeit streng von der Einwirkung auf die öffentliche Meinung des Auslandes getrennt. Das ist schon deshalb verhältnißmäßig einfach, weil die polnische Sprache nicht in dem Sinne Weltsprache ist wie etwa englisch und französisch und in gewissem Umfange auch deutsch. Man kann also mit einem bestimmten Grad von Sicherheit darauf rechnen, daß ausschließlich in polnischer Sprache erscheinende Propagandaschriften fast niemals in vollem Umfang im Auslande bekannt werden. Dieser Vorteil wird dazu ausgenutzt, der polnischen Öffentlichkeit Dinge vorzusetzen, die es, wenn sie ihrem wirklichen Charakter nach der Weltöffentlichkeit bekannt würden, fast unmöglich machen müßten, die immer wiederholte These von den friedfertigen Absichten der polnischen Politik gegenüber Deutschland aufrecht zu erhalten.

Aber auch die eigene Öffentlichkeit wird mit geradezu wissenschaftlicher Systematik bearbeitet. Grundsatz dabei ist, daß derartige Veröffentlichungen niemals offiziell von polnischen Amtsstellen ausgehen. Doch häufig ist die Tarnung nur recht dürftig. So etwa, wenn der langjährige polnische Generalkonsul in Königsberg, Srokowski, sofort nach seinem Ausscheiden aus dem polnischen auswärtigen Dienste zu einem der Hauptträger der Expansionspropaganda wird, oder wenn der aus polnischen Staatsmitteln reichlich unterstützte Westmarkenverein große wissenschaftliche Sammelwerke herausgibt, die den historischen Anspruch Polens auf die deutschen Ostgebiete nachweisen wollen und die besten und sichersten Methoden prüfen, mit denen unter den heutigen Verhältnissen diese An-

sprüche verwirklicht werden können. Es würde allein einen recht stattlichen Band füllen, wollte man auch nur die wichtigsten Stellen aus all den polnischen Veröffentlichungen von wissenschaftlich-politischer Art wiedergeben, in denen im Laufe der letzten Jahre die polnischen Ansprüche auf Ostpreußen und Schlesien niedergelegt und begründet worden sind.

Interessant ist dabei, daß man noch immer mit denselben Argumenten ethnographisch-historischer Art arbeitet, mit denen Paderewski und Roman Dmowski schon während des Krieges den Präsidenten Wilson zu seiner Stellung in der polnischen Frage gebracht haben. Einer gewissen Wandlung sind eigentlich nur die praktischen Methoden unterworfen, die dazu dienen sollen, die historisch fundierten Ansprüche in nicht allzu ferner Zukunft zu verwirklichen. Dabei ist für den objektiven Beobachter die Unterscheidung zwischen Schlesien und Ostpreußen sowohl für die Richtung der historischen Argumentation wie in der Ausarbeitung der Durchführungsprojekte sehr wesentlich. Bei Schlesien wird das Hauptgewicht auf den angeblich völlig polnischen Charakter des ganzen Gebietes gelegt. Man versucht den Nachweis zu führen, daß zum mindesten alle Oberschlesier, mit Ausnahme einer dünnen städtischen Oberschicht, polnischer Nationalität seien, und fälscht zu diesem Zweck die jahrhundertealte Zweisprachigkeit des oberschlesischen Gebietes in etwas plumper Weise dadurch um, daß alle Zweisprachigen in Oberschlesien ohne weiteres als Polen reklamiert werden. Zum Beweise für diese Behauptung werden seit nunmehr fünfzehn Jahren in der polnischen Propaganda die alten Werke von Weber und Partsch herangezogen, deren Sprachenkarten bereits bei der Bearbeitung des Präsidenten Wilson eine große Rolle gespielt haben.

Dabei ist man sich natürlich in Polen über die tatsächlichen Verhältnisse nicht einen Augenblick im unklaren. Man weiß ganz genau, daß rein sprachlich das oberschlesische Polnisch ein in seiner sprachlichen Entwicklung seit dem frühen Mittelalter gar nicht weitergeführter Teil der polnischen Sprache ist. Wenn man in Deutschland ebenso argumentieren wollte wie in Polen, müßte man zum Beispiel die gesamte jüdische Minorität in Polen als Deutsche in Anspruch nehmen, denn der jiddische Jargon — die Umgangssprache und zum großen Teil auch die Literatursprache dieser millionenstarken Minderheitsgruppe — hat eine unendliche Reihe von deutlich nachweisbaren Beziehungen zu süddeutschen Dialektformen

des 15. und 16. Jahrhunderts. Das oberschlesische oder, um sich der polnischen Ausdrucksweise zu bedienen, das in Oberschlesien gesprochene Polnisch, ist eine aus dem Charakter des Landes und seiner Bevölkerung selbständig gewachsene Sprache, deren polnische Grundlagen niemals bestritten worden sind, die aber erst seit etwa vierzig bis fünfzig Jahren durch die intensive großpolnische Kulturpropaganda wieder zu einem integrierenden Bestandteil der polnischen Sprache gemacht werden soll.

Die Sprachkarten von Weber und Partsch, die auch in der allerneuesten polnischen Schlesien-Propaganda immer wieder das Rückgrat bilden, gehen als die Arbeiten reiner Historiker eben auf diese polnischen Untergründe der hauptsächlich in der Landbevölkerung Oberschlesiens gesprochenen Abart des Polnischen ein und rechnen sie aus diesem Grunde zum polnischen Sprachgebiet. Das ist, rein wissenschaftlich gesehen, ebensowenig zu bestreiten, wie etwa die Zugehörigkeit des in seinem Sprachschatz allemannisch-deutschen Elsaß zum deutschen Sprachbereich. Französische Sprachhistoriker vermöchten ebensowenig das Elsaß dem französischen Sprachbereich zuzurechnen, wie das Partsch und Weber mit Oberschlesien für den deutschen Sprachbereich getan haben. Trotzdem aber würde man es in Frankreich wahrscheinlich sehr übel vermerken, wenn ethnologische Studien von Wissenschaftlern in ähnlichem Sinne für die politische Tagespropaganda gebraucht werden würden.

Nun läßt es sich allerdings auch auf polnischer Seite nicht leugnen, daß Oberschlesien seit einer sehr erklecklichen Reihe von Jahrhunderten niemals mehr zum polnischen Staate gehört hat. Aber diese Kleinigkeit wird großzügig übergangen und dafür die Behauptung aufgestellt, daß Preußen von dem Augenblick an, wo es in den Besitz Oberschlesiens gekommen sei, einen fanatischen Kampf gegen alles Polnische in diesen Landesteilen geführt habe. Das trifft nun zum mindesten für den wesentlichen Teil der Zeit, in der Oberschlesien zu Preußen gehörte, nicht zu, und die Beispiele aus dem 18. und dem größten Teil des 19. Jahrhunderts, die als Zeugnisse für die Unterdrückung des angeblich polnischen Bevölkerungsteiles in Oberschlesien von der polnischen Propaganda herangezogen werden, sind deshalb nicht stichhaltig, weil es sich dabei keineswegs um Zustände handelt, die allein für Oberschlesien oder andere wirklich polnisch besiedelte Teile Preußens Geltung gehabt hätten.

Eine gewisse, vielleicht als antipolnisch anzusprechende Abwehrpolitik hat erst in dem Augenblick eingesetzt, als die großpolnische Propaganda der Vorkriegszeit die oberschlesische Bevölkerung in einen Gegensatz zu dem preußischen Staat zu bringen versuchte. Es soll nicht bestritten werden und braucht heute nicht bestritten zu werden, daß diese Abwehrpolitik des Vorkriegspreußens gerade in Oberschlesien viel böses Blut gemacht und der deutschen Sache eine Gegnerschaft eingetragen hat, die bei der oberschlesischen Volksabstimmung des Jahres 1921 ihre Wirkungen zeitigte. Aber es ist bezeichnend für die Art und Weise der polnischen Propaganda, daß die historische Cäsur, die der Kriegsausgang bildet, vollständig unterschlagen wird. Die preußische Minderheitengesetzgebung, die jeden Staatsbürger, der sich zu einer Minderheit rechnen will, als zur Minderheit gehörig anerkennt und ihn in der Pflege seiner nationalen Kultur auf Kosten der Allgemeinheit unterstützt, wird von der polnischen Propaganda schlicht und einfach nicht anerkannt oder in ihren Wirkungen weggeleugnet. Man findet in polnischen Propagandaveröffentlichungen nirgends einen objektiven Hinweis auf die grundlegenden Unterschiede zwischen der preußischen Minderheitenpolitik vor und der nach dem Kriege. Das ist natürlich, denn auch nur die Erwähnung dieser Tatsache würde dem größten Teil der polnischen Propaganda jeden Boden entziehen.

Selbst das für die polnische These von einem polnischen Schlesien wirklich recht unverwendbare Ergebnis der Volksabstimmung von 1921, bei der 707393 Stimmen für Deutschland und 479365 Stimmen für Polen abgegeben wurden, muß im Sinne der polnischen Ansprüche auf ganz Schlesien umgedeutet werden. Dabei entbehrt es nicht eines gewissen pikanten Reizes, daß die polnische Propaganda indirekt Frankreich an diesem für Polen ungünstigen Ergebnis einen beträchtlichen Schuldanteil zumißt, obgleich der polnische Staat einem Manne wie dem französischen General Le Rond eigentlich zu tiefstem Danke verpflichtet sein müßte. In einem in jüngster Zeit gleichzeitig in deutscher, französischer und englischer Sprache erschienenen polnischen Propagandawerk wird der Nachweis zu führen versucht, daß das oberschlesische Abstimmungsergebnis das Resultat eines unsinnigen deutschen Terrors gewesen sei. Da es leider — und zwar im polnischen Sinne leider — eine Reihe von englischen und französischen Veröffentlichungen über die Abstimmungszeit

in Oberschlesien gibt, aus denen sich ebenso wie aus dem amtlichen deutschen Material die Unsinnigkeit dieser Behauptung aufs klarste erweist, ist die polnische Propaganda auf einen Kronzeugen verfallen, der es sich wahrscheinlich nie hätte träumen lassen, daß er einmal als Hauptwaffe der polnischen Propaganda dienen müsse. Es handelt sich dabei um den preußischen Innenminister Severing, der im Jahre 1926 dem Reichstag eine Denkschrift vorgelegt hat, in der von den sogenannten Fememorden der angeblichen schwarzen Reichswehr gesprochen wird. Nun setzt zwar die Existenz dieser Organisationen erst eine beträchtliche Zeitspanne nach der oberschlesischen Abstimmung ein, und das Gebiet ihrer Wirksamkeit liegt, wie sich aus den sogenannten Fememordprozessen mit Deutlichkeit ergibt, hauptsächlich in der Umgebung von Küstrin und in Pommern und Mecklenburg. Es erscheint also auf den ersten Blick völlig unverständlich, wie die polnische Propaganda einen Zusammenhang zwischen diesen Organisationen und der oberschlesischen Abstimmungszeit zu konstruieren vermag. Aber einem gewandten Propagandisten ist schließlich kein Ding unmöglich. Und so erleben wir die erstaunliche Tatsache, daß in der hier erwähnten polnischen Propagandaschrift mit bezug auf die oberschlesische Volksabstimmung ganze Absätze der Severingschen Femedenkschrift von 1926, die sich auf die Vorgänge von Küstrin und Mecklenburg bezog, als Argument für den deutschen Terror während der Abstimmungszeit dienen müssen, und zwar einzig und allein, weil einzelne Persönlichkeiten, und zwar sicherlich nicht die wertvollsten, die während der oberschlesischen Polenaufstände in den Reihen des deutschen Selbstschutzes gekämpft hatten, sich Jahre später in den Arbeitskommandos der sogenannten schwarzen Reichswehr wiederfanden.

Es ist wirklich schwer, angesichts derartiger Methoden nicht von glatter und bewußter Fälschung zu sprechen, aber man darf es den geistigen Vätern derartiger Verdrehungen zugute halten, daß sie die Aufgabe haben, eine mit anständigen Kampfmitteln unmöglich zu stützende Sache vor der Weltöffentlichkeit zu vertreten. Diese selbe Entschuldigung wird man auch für die wirtschaftspolitischen Argumentationen gelten lassen müssen, deren sich die polnische Propaganda in bezug auf Schlesien bedient. So glaubt man einige während des Krieges verfaßte Denkschriften deutscher Wirtschaftler, die ihren eigenen Wirtschaftsinteressen dadurch

zu dienen glaubten, daß sie für den Fall des siegreichen Kriegsausganges die Annektion von Teilen Polens empfahlen, dahin ausdeuten zu können, daß das deutsche Schlesien wirtschaftsgeographisch vom eigentlichen Polen gar nicht getrennt werden könne. Es stände etwa auf demselben geistigen Niveau, wenn Frankreich das Ruhrgebiet deshalb für sich in Anspruch nehmen wollte, weil deutsche Industrielle es während des Krieges für zweckmäßig hielten, aus wirtschaftlichen Gründen die Annektion von Longwy und Briey zu empfehlen. Mit demselben Recht könnte man auch — und es ist ein Wunder, daß die polnische Propaganda darauf noch nicht gekommen ist — die oft und mit Nachdruck geäußerten Wünsche des Breslauer Handels, die Handelsbeziehungen zu Polen sollten geregelt und möglichst günstig gestaltet werden, dahin deuten, daß Breslau nur im Verbande des polnischen Staates lebensfähig sei.

Nicht ganz so grob wird bei der Vertretung der polnischen Ansprüche auf Ostpreußen verfahren. Hier ist es ja wohl auch gänzlich unmöglich, eine polnische Bevölkerungsmehrheit herauszurechnen, mit der solche Ansprüche begründet werden könnten, obwohl man auch in dieser Hinsicht nicht eben zurückhaltend ist und mit der für Oberschlesien angewendeten Argumentation der Sprache alle Masuren und Kaschuben für Polen in Anspruch nimmt. Rein sprachlich gesehen ist das, wenigstens hinsichtlich der Masuren, sogar berechtigter als in Oberschlesien. Der masurische Dialekt ist nämlich dem masovischen Polnisch, das in der Umgebung von Warschau gesprochen wird, fast völlig gleich, was nicht wundernehmen kann, wenn man weiß, daß die masurischen Volksteile überhaupt erst vor ungefähr zweihundert Jahren aus Masovien in das heutige Masuren eingewandert sind. Obwohl aber die Masuren sich ihre polnische Sprache recht rein erhielten, haben sie sich dem preußischen Staate und Deutschland sehr schnell und reibungslos innerlich akklimatisiert. Es soll hier nicht von führenden masurischen Familien, wie etwa den Batockis, gesprochen werden, die es sehr übel vermerken würden, wenn man sie als Polen bezeichnen wollte. Auch die masurische Landbevölkerung, die bei der Volksabstimmung von 1920 zu weit über neunzig Prozent für Deutschland stimmte, hat niemals Anspruch darauf erhoben, zu den Polen gerechnet zu werden. Erst die großpolnische Propaganda der Nachkriegszeit hat in diesen Gebieten den vergeblichen Versuch gemacht, so

etwas wie ein polnisches Nationalgefühl ins Leben zu rufen. Mit welchem Erfolg, sieht man allerdings daran, daß gerade in den ausgesprochen masurischen Grenzkreisen bei der Reichspräsidentenwahl des Jahres 1932 die stärksten nationalsozialistischen Mehrheiten von ganz Ostpreußen erzielt wurden.

Trotzdem sind die polnischen Wissenschaftspropagandisten auch bezüglich der völkischen Struktur Ostpreußens keineswegs zurückhaltend und operieren mit Zahlen, für die es auch beim besten Willen nicht den geringsten Anhaltspunkt gibt. In einem 1932 vom polnischen Westmarkenverein herausgegebenen Sammelwerk »Ostpreußen. Vergangenheit und Gegenwart« stellt zum Beispiel Wladislaw Wakar die Behauptung auf, daß die Bevölkerungszusammensetzung Ostpreußens der Polens so ähnelte, daß die politische Grenze eigentlich vollständig sinnlos sei. Um den langsamen wirtschaftlichen Kältetod Ostpreußens nicht als Argument gegen die Unsinnigkeit des polnischen Korridors wirksam werden zu lassen, werden die tatsächlichen Verhältnisse mit kühnem Schwung auf den Kopf gestellt. Die Tatsachen selber lassen sich zwar nicht leugnen, und selbst ein polnischer Propagandist wäre nicht in der Lage, von dem Aufblühen Ostpreußens durch die Schaffung des Korridors zu berichten. Aber was tut das, wenn man behaupten kann, daß Polen eben das natürliche Hinterland Ostpreußens sei und die notwendige Konsequenz daraus in der völligen Herauslösung Ostpreußens aus dem Wirtschaftsverbande des Deutschen Reiches liege. Wenn derartige Behauptungen auch in Polen selbst kaum geglaubt werden dürften, so kann man doch damit rechnen, daß sie im Auslande eine gewisse Wirkung haben, da es ja leider nicht zu bestreiten ist, daß die historische und wirtschaftliche Kenntnis östlicher Fragen in der Welt nur sehr spärlich verbreitet ist. Es genügt nicht, daß wir in Deutschland wissen, in wie tragischer Weise Ostpreußen durch den Korridor von seinem natürlichen deutschen Hinterlande abgeschnitten wurde. Hört man doch selbst in Deutschland immer wieder, daß der zollfreie Durchgangsverkehr durch den polnischen Korridor die wirtschaftliche Trennung Ostpreußens vom Reich einigermaßen erträglich mache.

Selbst wenn das stimmte — was tatsächlich schon wegen Herausnahme der Weichsel als wichtigsten Wassertransportweges unrichtig ist —, so bliebe dabei immer noch das psychologisch wirtschaftliche Moment völlig

unberücksichtigt, das im Lauf der Jahre zu einer immer drückender werdenden Kreditabschnürung Ostpreußens vom Reiche geführt hat, so daß heute das wirtschaftliche Leben fast ausschließlich durch direkte und indirekte Reichs- und Staatssubventionen noch am Leben gehalten wird.

Diese in Polen natürlich genau bekannte wirtschaftliche Rückentwicklung der einstmals blühenden Provinz Ostpreußen bietet nun den Ansatzpunkt zu weitergehenden Propagandavorstößen der polnischen Wissenschaftspropaganda. Dabei werden in sehr gewandter Weise zwei Momente miteinander verkuppelt. Einmal wird, wie das A. Plutynski in seiner Schrift »Der wirtschaftliche Verfall Ostpreußens« zu tun versucht, der Nachweis geführt, daß es für die ostpreußische Wirtschaft im Verbande des Deutschen Reiches keine Rettung mehr gäbe. Die staatliche Subventionierung Ostpreußens sei auf die Dauer zwecklos, weil der Grund für den Wirtschaftsverfall Ostpreußens eben seine Verbundenheit mit dem Deutschen Reiche sei, die das arme Land zwinge, über seine Verhältnisse zu leben. Ganz andere und natürlich herrliche Möglichkeiten ergäben sich nach polnischer Auffassung sofort, wenn Ostpreußen ein von Deutschland unabhängiges Wirtschafts- und Zollgebiet würde.

Diese rein politische pseudowissenschaftliche Argumentation wird aber nun nach einer andern Seite hin noch ausgebaut. Gleichsam in Klammern wird nämlich erklärt, Polen müsse zwar die Entwicklung der ostpreußischen Frage mit angespannter Aufmerksamkeit verfolgen, aber diese Entwicklung sei so zwangsläufig und selbstverständlich, daß die polnische Politik keinerlei Veranlassung zu einer besonderen Aktivität habe und nichts weiter zu tun brauche, als still und ruhig abwarten.

Diese Behauptung weckt, wenn man sie isoliert betrachtet, natürlich den Eindruck ausgesprochener Friedfertigkeit. Aber sie darf eben nicht isoliert betrachtet werden, sondern muß im Zusammenhang mit dem Gesamtsystem der aktiven polnischen Propaganda gegen Deutschland gesehen werden. Wenn man sich an die sogenannte Kulturpropaganda erinnert, an die Ausbildung großpolnischer Agenten und vieles andere, so kann man wirklich nur zu dem Schluß kommen, daß die Phrase, daß Polen warten könne, eine auf die Auslandswirkung berechnete Redewendung ist, die leider, wie immer wieder festzustellen ist, selbst in Deutschland in gewissem Maße einschläfernd wirkt.

VIII. Kapitel

Die Schlinge um den Hals

In dem Arbeitszimmer des Chefs des alten Danziger Handelshauses brennt immer noch Licht. Es ist schon fast Mitternacht, aber die beiden Männer, die hier über Bücher und Abrechnungen gebeugt sitzen, haben nicht einmal die ganz natürliche Empfindung dafür, daß sie seit dem Mittag außer ein paar Tassen schwarzen Kaffees nichts mehr zu sich genommen haben. Die Luft ist schwer und stickig von dem Rauch der Zigarren, aber sie merken es nicht. Sie rechnen und arbeiten, wie so oft schon in diesen vergangenen Monaten. Sie rechnen nach, ob sich nicht doch noch irgendwie eine Möglichkeit finde, das alte Haus über Wasser zu halten.

Der Chef ist ein kräftiger Mann in der zweiten Hälfte der Dreißiger. Sein Vater und sein Großvater haben die Firma zu Ansehen und Namen gebracht, und er wird den Kampf um sein Haus weiterführen bis zum letzten. Aber in diesem Augenblick ist er sich nicht klar darüber, ob nicht jetzt dieser letzte Moment gekommen ist.

Mit einem Ruck richtet er sich auf und blickt in das faltige, sorgenvolle Gesicht seines alten Prokuristen hinüber. Er kennt diesen Mann, fast seit er denken kann. Schon unter seinem Vater war der alte Prokurist der treueste Mitarbeiter, die beste Stütze, und auch in diesen Jahren hat es für ihn keinen andern Gedanken gegeben, als das Wohlergehen des Hauses. Der alte, grauhaarige Mann tut dem jüngeren fast leid. Es ist nicht sein Geld, es ist nicht sein Name, was hier auf dem Spiel steht. Aber der Alte macht sich ebenso viele Sorgen und kämpft ebenso verbissen wie der Junge. Und nun an diesem Abend sitzen sie einander gegenüber und wissen, daß sie fertig sind.

Gewiß, es geht heute niemand in der Welt gut. Weltkonzerne mit Kapitalien von Hunderten von Millionen sind zusammengebrochen und jeder neue Tag bringt aus den Hauptstädten des Kontinents neue Hiobsbotschaften. Der Welthandel ist in erschreckendem Umfang zurückgegangen, in den großen Hafenstädten liegen die Schiffe, deren Laderaum niemand mehr benötigt, zu Hunderten. Das trifft auf alle zu. Das ist nicht allein das Schicksal dieser beiden Danziger Männer. Aber trotzdem wissen sie ganz genau, daß dieser Zusammenbruch nicht kommen mußte, daß dieses Haus auch in den Stürmen einer Weltkrise hätte gehalten werden können, wenn eben nicht jene besonderen Umstände da wären, die der Friedensvertrag von Versailles gegen den Willen von neunundneunzig Prozent ihrer deutschen Bewohner für die deutsche Stadt Danzig geschaffen hat.

Der Alte fühlt den Blick, der auf ihm ruht. Schwer und langsam schiebt er die vor ihm liegenden Bücher beiseite und sieht auf. »Ja, das ist nun wohl das Ende... Wir haben alles getan, was wir konnten. Als die Polen uns einen Handelszweig nach dem andern von Danzig nach ihrem neuen Hafen Gdingen weglockten, haben wir versucht, uns umzustellen. Wir haben uns an den verschiedensten Industrieunternehmungen beteiligt, die aussichtsreich erschienen, aber sobald die Polen merkten, daß sie uns auf diese Weise nicht klein bekamen, sind sie dazu übergegangen, die Danziger Industrieprodukte zu boykottieren und deren Einfuhr nach Polen einfach zu verbieten, obwohl sie das nach den Verträgen gar nicht dürfen. Dagegen ist kein Kraut gewachsen. Dagegen hilft die beste kaufmännische Kalkulation nichts mehr. Sie sind jung, Sie können vielleicht noch irgendeinmal den Tag erleben, an dem alles wieder gut wird. Aber ich bin ein alter Mann. Ich gebe den Kampf auf.«

Der Jüngere weiß, wie sehr recht sein alter Mitarbeiter hat. Aber er kann es in diesem Augenblick nicht übers Herz bringen, das auszusprechen. Er hat das Gefühl, daß er irgend etwas Tröstliches sagen müsse, auch wenn es nicht stimmt, auch wenn es nur eine freundliche Phrase ist.

»Sie sollen die Flinte nicht so ins Korn werfen«, sagt er, und weiß, daß er die Unwahrheit spricht. »Ich glaube, Sie verkennen die Absichten der Polen etwas. Gewiß will man in Warschau verstärkten Einfluß auf

Danzig bekommen. Daran zweifle ich keinen Augenblick. Aber niemand denkt ernsthaft daran, zu diesem Zweck die Danziger Wirtschaft zu ruinieren. Erinnern Sie sich bitte an jene polnische Denkschrift aus dem Jahre 1929, in der die Danziger Politik Polens auseinandergesetzt wurde. Da wird gerade davon gesprochen, daß man die Danziger Wirtschaft pflegen müsse, um Danzig an Polen zu interessieren. Warten Sie einen Moment, ich habe hier die Denkschrift, und da heißt es auf Seite zwölf unter anderem so: ‚Hand in Hand mit der Ausnützung der innerpolitischen Danziger Gegensätze muß — und das ist das Wichtigste — eine immer stärkere Abhängigmachung bedeutender Danziger Wirtschaftsgruppen von Polen gehen. Unsere Taktik in den vergangenen Jahren ist nicht immer richtig gewesen. Es schadet nichts, wenn die Danziger Firmen durch den polnischen Handel viel verdienen. Sie fühlen sich dann nur immer stärker zu dieser polnischen Geldquelle hingezogen. Je mehr Jahre vergehen und je weiter der Tag der Abtrennung Danzigs vom Reiche in die Vergangenheit rückt, je ungewisser es schließlich wird, ob überhaupt einmal Danzigs Wiedervereinigung mit Deutschland möglich sein wird, um so kleiner wird die Rolle werden, die nationale Gesichtspunkte bei der Entscheidung der Danziger über ihre Stellung zu Polen spielen werden, und um so bedeutungsvoller werden die wirtschaftlichen Argumente ins Gewicht fallen.‘ Da haben Sie's. Die Polen wollen uns gar nicht aus dem Sattel heben. Sie wollen uns nur zu sich hinüberziehen.«

»Nur.« Der Alte lacht bitter auf. »Genügt Ihnen das nicht? Wollen Sie abhängig sein vom Warschauer Geld? Wollen Sie aus dieser Abhängigkeit heraus vergessen, daß Ihre deutschen Vorfahren dieses Haus groß gemacht haben? Sie wollen es nicht, und Sie haben es in allen diesen Jahren nicht gewollt und nicht gekonnt. Und das, was uns in den letzten Wochen und Monaten hier den Rest gegeben hat, das ist die Quittung dafür, daß diese Pläne, die vielleicht vor zwei oder drei Jahren noch ehrlich gemeint waren, nicht in Erfüllung gegangen sind. Hier gibt es keine Wahl. Entweder wir werden polnisch, oder wir gehen kaputt.«

Der Chef weiß nur zu genau, daß der Alte recht hat. Mit jedem einzelnen Wort ebenso wie mit dem Sinn seiner Ausführungen. Aber nicht darauf kommt es ihm im Augenblick an. Er will nur den alten Mann

aus seiner Verzweiflungsstimmung herausreißen, er will ihm den Mut geben, durchzuhalten und mit ihm zusammen eine neue, bessere Zeit zu erwarten. Und deshalb tut er so, als ob der Alte ihn nicht habe überzeugen können. »Nun gut«, meint er, »Sie sind älter als ich und kennen die Geschichte Danzigs sehr genau. Unsere Vaterstadt steht ja nicht zum erstenmal unter der Oberhoheit von Polen. Schon zu Zeiten der Hanse und später durch Jahrhunnderte war der König von Polen der Protektor Danzigs. Wir sind trotzdem Deutsche geblieben. Jeder Stein in dieser Stadt bezeugt das. Weshalb soll es nicht möglich sein, vorläufig einmal an diese alten Beziehungen anzuknüpfen, nur damit wir hier nicht vertrieben werden, nur damit das Deutschtum in Danzig erhalten bleibt? Sie können mir glauben, anders wäre es mir lieber. Aber was hilft es, man muß aus allem das Beste zu machen versuchen.«

Der Alte hebt den Kopf und sieht ein paar Augenblicke stumm zu seinem Chef herüber. Irgend etwas in ihm will ihn davon abhalten, jetzt das zu sagen, was er sagen möchte. Entweder will sein Chef dort drüben ihn nur trösten, oder aber er gibt den Kampf auf und geht zu den Polen über. Der alte Mann weiß genau, wie so etwas aussieht. Man braucht nur Verbindungen mit dem polnischen Staatskommissar aufzunehmen. Man braucht nur in der Öffentlichkeit für die Interessen Polens einzutreten. Dann gibt es Geld. Dann gibt es Erleichterungen aller Art. Dann hat man die Möglichkeit, über Gdingen wieder ins Geschäft zu kommen. Aber all das ist mit dem Verzicht auf die deutsche Gesinnung, mit dem Verzicht auf die Unterstützung des Deutschtums in Polen unwiderruflich verbunden. Das kann der da drüben gar nicht wollen. Das ist unmöglich. Dazu kennt er ihn viel zu lange und viel zu gut.

»Wissen Sie wirklich, was Sie da eben geredet haben? Sie haben gesagt, daß ich die Geschichte Danzigs kenne. Das ist richtig. Ich kenne sie gut genug, um zu wissen, daß alles falsch ist, was Sie hier von dem Protektorat Polens über Danzig gesagt haben. Gewiß hat die alte Handelsstadt zur Vertretung gewisser Interessen sich des Königs von Polen bedient. Aber in ihrer ganzen Geschichte hat sie immer und zu jeder Zeit die volle Handelsfreiheit gehabt. Niemals hat es einen Zeitpunkt gegeben, zu dem Danzig nicht seine eigene Zollhoheit und alles, was dazu gehört, gehabt hätte. Der König von Polen durfte nur die Ratsherren

ernennen, die ihm Danzig selber präsentierte. Und als eines Tages der große Polenkönig Stephan Batory die Rechte Danzigs antasten wollte, da hat ihm die freie Stadt die Zähne so gezeigt, daß er das Wiederkommen vergessen hat. Die Zeiten von damals sind also mit dem, was heute ist, nie und nimmer zu vergleichen. Aber, was rede ich, das wissen Sie ja selbst.«

Wieder herrscht Schweigen. Das grünliche Licht der Schreibtischlampe läßt die Gesichter der beiden Männer im Schatten. Wozu sollen sie reden? Sie wissen, daß sie im Grunde völlig der gleichen Meinung sind, und daß selbst die schönsten Worte sie nicht auf die Dauer über die Tatsachen hinwegtäuschen können.

Und diese Tatsachen sehen so aus:

*

Polen will Danzig haben. Das ist und bleibt das Primäre, und zur Erreichung dieses Zieles ist ihm jedes Mittel recht. Zunächst begann man ganz langsam und systematisch den Handel Danzigs abzuwürgen, weil man hoffte, auf diese Weise die deutsche Stadt allmählich gefügig zu machen. In dem Maße, wie der Ausbau des Hafens von Gdingen vorwärts ging, wurde ein Handelszweig nach dem andern durch besondere Vorteile von Danzig nach Gdingen hinübergezogen. Wenn die Danziger klagten, wies man in Warschau mit der Miene vollendeter Unschuld darauf hin, daß der reine Hafenverkehr in den Jahren nach dem Kriege gegenüber der Vorkriegszeit um ein Mehrfaches gewachsen sei. Rein zahlenmäßig traf das auch zu. Aber ebensowenig war zu leugnen, daß gerade die Zweige des Hafengeschäftes, die dem ansässigen Danziger Handel in der vergangenen Zeit den Verdienst gegeben hatten, mehr und mehr nach Gdingen hingezogen wurden, während dem Danziger Hafen nur der Umschlag der reinen Massengüter, in erster Linie der Kohle, blieb, woran der Handel wenig oder gar nichts verdienen konnte.

Die Danziger gaben den Kampf deshalb aber noch lange nicht auf. Nach den Verträgen mit Polen, die unter internationaler Kontrolle abgeschlossen waren, stand ihnen das Recht zu, frei von allen polnischen Einfuhrsperren die Mengen von Waren aller Art und auch von Rohstoffen und Halbfabrikaten nach Danzig zu importieren, die sie für ihren

eigenen Bedarf brauchten. Weiter war ihnen nach den Verträgen erlaubt, die Fertigprodukte, die auf Danziger Gebiet aus importierten Rohstoffen im sogenannten Veredelungsverkehr hergestellt worden waren, ohne jede Beschränkung im polnischen Zollgebiet abzusetzen. So entstand allmählich an Stelle des immer mehr einschrumpfenden Handels eine neue Danziger Industrie der Veredelungsfabrikation, die wenigstens einen gewissen Ausgleich für die immer stärker sich fühlbar machende Gdinger Konkurrenz zu bieten schien.

Anfänglich nahm man in Warschau diese neuen Lebensäußerungen Danzigs nicht allzu tragisch. Man glaubte, die Danziger mit kleinen politischen Schikanen langsam mürbe machen zu können. Man arbeitete mit Methoden der Polonisierung, wie sie sich an andern Stellen im allgemeinen recht gut bewährt hatten. Doch die Danziger Köpfe sind hart. Kaum eine Tagung des Völkerbundsrats ist in den letzten Jahren vergangen, ohne daß Danziger Beschwerden über polnische Schikanen auf der Tagesordnung standen. Die überlebensgroße Figur des Senatspräsidenten Sahm war in Genf ebenso gut bekannt wie die seines deutschnationalen Nachfolgers Ziehm. Wenn auch die große Genfer Redemühle nur in seltenen Fällen zu einer offiziellen Verurteilung des polnischen Vorgehens gekommen ist, so wirkt doch allein die Tatsache, daß die Weltöffentlichkeit über alle diese Dinge immer wieder von neuem recht ausführlich informiert wurde, stark hemmend auf die polnische Politik gegenüber Danzig.

Man mußte also daran denken, wirkungsvollere und gleichzeitig weniger auffällige Waffen zu gebrauchen. Diese konnten nach Lage der Dinge nur auf wirtschaftlichem Gebiete zu suchen sein. Die Danziger Zollverwaltung, die im Rahmen des polnischen Zollgebietes eine vertraglich genau festgelegte Selbständigkeit besitzt, war hier der erste Angriffspunkt. Unter dem Vorwand, daß die zollfreie Einfuhr gewisser Waren nach Danzig in Wirklichkeit nichts anderes als ein groß angelegter Schmuggel sei, versuchten die Polen die gesamte Zollverwaltung Danzigs in die Hand zu bekommen. Sie hofften, auf diese Weise durch scharfe Handhabung von Einfuhrverboten und durch ähnliche Maßnahmen die junge Danziger Industrie lahm legen und die Danziger Wirtschaft zur Kapitulation vor Polen zwingen zu können. Diesem Zwecke diente eine

ebenso ausführliche wie unbegründete Beschwerde an den Völkerbunds-kommissar für Danzig, den Italiener Graf Gravina.

Graf Gravina war jedoch schon lange genug auf seinem Posten, um die Verhältnisse einigermaßen klar übersehen zu können. Er prüfte pflicht-gemäß und sorgfältig die polnischen Beschwerden und wies sie dann als völlig unberechtigt zurück. Das Toben der polnischen Presse fast aller Schattierungen war der beste Beweis dafür, daß hier ein groß ange-legter Schlag gegen Danzig mißglückt war.

Aber man gibt in Warschau ein Spiel nicht so schnell verloren. Beson-ders dann nicht, wenn es sich um einen Einsatz wie Danzig handelt. Kurzerhand sperrte also Polen im klaren Gegensatz zu den Bestim-mungen der Verträge mit Danzig die Einfuhr für Produkte der Dan-ziger Veredelungsindustrie. Mochten nun die Danziger Fabriken so viel importieren, wie sie wollten, sie hatten keine Möglichkeit mehr, ihre Produktion in Polen selbst abzusetzen. Und nur dort konnte angesichts der riesigen Zollmauern, die überall in der Welt inzwischen aufgebaut waren, ein einigermaßen rentabler Absatz gefunden werden.

Danzig steht unter dem Schutze des Völkerbundes, und trotzdem kann Polen eine Politik betreiben, die die Wirtschaft dieses unglücklichen Stadt-Staates systematisch zugrunde richtet. Die Konsequenzen, die sich daraus rein wirtschaftlich unter Umständen auch für Polen ergeben müssen, schätzt man in Warschau gering ein gegenüber dem politischen Erfolg, der darin läge, wenn Danzig eines Tages zum Anschluß an Polen ge-zwungen würde. Dabei macht man kein Hehl daraus, daß Danzig heute wie früher eine absolut deutsche Stadt ist. Das ist die geringste Sorge der Polen. Wenn es ihnen gelungen ist, im Laufe von zehn Jahren fast eine Million Deutsche aus den ehemals preußischen Gebieten des heu-tigen polnischen Staates zu verdrängen, so werden sie eines Tages auch mit der Aufgabe fertig werden, die deutsche Stadt Danzig zu poloni-sieren. Die Voraussetzung dafür ist nur, daß der deutsche Handel und die deutsche Wirtschaft in dieser Stadt so zu Boden gedrückt werden, daß für die deutsche Bevölkerung auf die Dauer kein Lebensraum mehr bleibt.

So wird das Schicksal Danzigs im letzten Jahrzehnt zu einem warnen-den Beispiel für die Systematik der polnischen Politik und ihrer Expan-sionsbestrebungen. Der internationale Schutz, den Danzig nach den Be-

stimmungen des Versailler Vertrages genießen soll, reicht nicht aus gegenüber der zielsicheren Vernichtungsstrategie der Polen, die auf lange Sicht arbeitet. Es ist zum Beispiel für Danzig nicht möglich gewesen, die unter allerlei Vorwänden nach Danzig hereingebrachten sechzehntausend polnischen Arbeiter zugunsten der arbeitslosen deutschen Danziger allmählich aus dem Gebiete der freien Stadt zu entfernen. Die Erstickungstheorie trägt langsam, aber sicher ihre Früchte. Noch wehrt sich Danzig. Aber die bange Frage ist nur zu berechtigt: wie lange noch?

IX. Kapitel

. . . wenn der Marschall befiehlt

Durch die nordpolnische Ebene braust ein merkwürdiger Zug. Er besteht aus einigen Schlafwagen, und seine Insassen sind, von einem Dutzend höherer polnischer Beamter abgesehen, internationale Journalisten, Deutsche und Franzosen, Engländer und Amerikaner, Italiener, Leute vom Balkan und, stumm und mit ein wenig spöttischem Lächeln, zwei Sowjetrussen, die ihre Zigaretten rauchen und sich vom Schlafwagenschaffner ein Glas Tee nach dem andern geben lassen.

Wilna ist das Ziel. Es gilt, an diesem Augusttage des Jahres 1928 ein Schauspiel mit zu erleben, das vielleicht irgendwann einmal in den Geschichtsbüchern als historisches Datum seinen Platz finden soll. Wochenlang ist die europäische und die Weltöffentlichkeit nun schon in Spannung. Immer wieder rauschen gleich dunkeln, unheilvollen Vögeln beunruhigende Gerüchte durch die Welt. Die Spannung zwischen Polen und Litauen scheint auf dem Siedepunkt angekommen zu sein, obwohl erst drei Vierteljahre seit jenem denkwürdigen Abend vergangen sind, an dem in Genf zu später Nachtstunde Pilsudski und Woldemaras ihren Frieden gemacht haben. Aus Kowno häufen sich die Meldungen von polnischen Manövern und Truppenzusammenziehungen an der »Demarkationslinie«, wie man die polnisch-litauische Grenze in Kowno nennt. Wochenlang hat man in Warschau alles mit der liebenswürdigsten Miene dementiert, bis auf einmal die Bombe einschlug. Der Marschall hat befohlen, den alljährlich stattfindenden Tag der polnischen Legionäre dieses Mal in Wilna abzuhalten. Das ist ein Signal, ist mehr als das. Es geht wie ein Ruck durch Europa. Soll dieser ewig unruhige Osten des gequälten

Kontinents der Ausgangspunkt für neue kriegerische Verwicklungen werden? Man weiß, daß Moskau einem polnischen Marsch auf Kowno nicht stillschweigend zusehen würde. Man kann sich denken, wie ein derartiger Vorstoß auf Deutschland wirken müßte. Alle Vernunft spricht gegen ein derartig sinnloses Unternehmen. Aber niemand kann in die Seele von Josef Pilsudski sehen. Und wenn der Marschall befiehlt, dann werden seine Legionäre marschieren, mag der Befehl noch so unsinnig sein, und sollte selbst die Welt darüber in Flammen aufgehen.

Der Journalistenzug läuft auf dem Hauptbahnhofe von Wilna ein. Es ist ein trüber Morgen, und der Regen, der in langsamen dünnen Fäden aus grauen Wolken fällt, verstärkt den unheimlichen Eindruck. Die Menschen frösteln und rücken enger zusammen, so eng, wie es in dieser überfüllten Stadt nur denkbar ist. In Hotels und Lokalen ist kein Unterkommen, und die Journalisten sind froh, daß ihr Schlafwagen auf einem Abstellgleis stehen bleibt und ihnen eine Art von provisorischer Unterkunft gibt.

Über das furchterregende Kopfsteinpflaster dieser heißumstrittenen Stadt schaukeln in harten Stößen die kleinen Droschken, die die Vertreter der großen Weltblätter zu den ersten Versammlungen dieses bedeutsamen Tages bringen sollen. Der Marschall selbst wird erst später eintreffen. In diesen Vormittagsstunden haben seine Generale das Wort. Ridz Smigly spricht in einer großen Versammlung der Legionäre. Man ist von diesem lautesten Trommler des Marschalls allerlei gewohnt. Aber die Schärfe seiner Ausführungen überrascht doch. Ein paar Amerikaner geraten, als man ihnen den Sinn der Rede Ridz Smiglys übersetzt, völlig aus dem Häuschen. Nicht schnell genug können sie zum Telegraphenamt kommen, um den drohenden Krieg in die Welt hinauszutelegraphieren. Selbst Skeptiker werden schwankend, als sie die tosende Begeisterung sehen und hören, die den Fanfarenstößen des polnischen Generals folgt, und als sie die Resolution lesen, in der die Legionäre einstimmig bitten, daß der Marschall endlich den lang ersehnten Befehl zum Marsch auf Kowno geben möge.

Nur die grauen Wolken am Himmel bleiben ungerührt, und es ist, als ob irgendeine höhere Macht das letzte täte, was in ihrer Kraft steht, einen fürchterlichen Brand noch im Augenblick des Ausbruchs zu dämpfen.

Beim Mittagessen im ersten Hotel von Wilna trifft man auf Hunderte und Aberhunderte von hohen polnischen Offizieren, die alle den Eindruck machen, als ob sie spätestens heute abend an der Spitze ihrer Formationen den Marsch über die litauische Grenze antreten würden. Die Spannung auf das, was Josef Pilsudski in der großen offiziellen Kundgebung am Nachmittag zu sagen haben werde, wächst von Minute zu Minute.

Das Stadttheater von Wilna ist das Ziel von vielen Tausenden, die diesen historischen Moment miterleben wollen. Vorsorglich hat man den ausländischen Journalisten besondere Ausweise und Führer gegeben, aber das alles nützt nichts. Die Massen, die sich zum Stadttheater drängen, den Marschall sprechen zu hören und von ihm das erlösende Wort zu vernehmen, machen alle Organisation zunichte. Eingekeilt stehen Minister, Generale, hohe Beamte in der Masse vor dem Stadttheater. Es ist nicht möglich, auch nur heranzukommen. In immer neuen gefährlich brandenden Wogen drängen die Tausende zu den Eingängen, die von einem starken Aufgebot von Polizei und Militär bewacht werden. Fast scheint es unmöglich, daß die Kundgebung überhaupt stattfindet. Denn niemand sieht in diesem Augenblick, wie der Marschall selbst überhaupt in das Theater gelangen soll.

Doch das Überraschende ist an diesem Tage die Regel. Von fern her kommt näher und näher das Brausen der Jubelrufe, die den Wagen Josef Pilsudskis begleiten. Mitten in der Masse der Tausende bleibt der Wagen stehen. Schwerfällig und fast ein wenig schlecht gelaunt entsteigt ihm Josef Pilsudski. Einen Moment stockt er, ehe er den Fuß zur Erde setzt. Aber dann schreitet er ganz selbstverständlich, ganz ohne Pathos in diese brodelnde Masse hinein. Und sie weicht vor ihm zurück; immer da, wo er geht, bildet sich eine ganz schmale Gasse, gerade ausreichend, ihn selber hindurchzulassen. Zwei Schritte vor ihm steht die Mauer, und einen Schritt hinter ihm brandet die Masse wieder zusammen. Aber der Marschall geht durch sie hindurch, als müßte sie sich teilen, als wäre es das selbstverständlichste Ding von der Welt, daß er der einzige Mensch in ganz Polen ist, der durch diese tobende Menschenmenge hindurchzugehen vermag, ohne behindert zu werden.

Vergeblich bemühen sich ein paar eingeklemmte Minister im Kiel=

wasser des Marschalls mitzuschwimmen. Die Menge verschlingt sie, und als der Marschall im Eingang des Theaters verschwindet, stehen sie ebenso eingekeilt wie eine Viertelstunde vorher. Diese Menschen hier machen nur einem Platz, und das ist Josef Pilsudski, der sie geführt hat und der sie heute von Wilna nach Kowno führen soll.

Erst eine Stunde später gelingt es der Polizei, so etwas wie eine Art Ordnung in die Massen zu bringen. Achthundert Menschen faßt normalerweise der Zuschauerraum des Wilnaer Stadttheaters. Viertausend oder auch fünftausend sind es, die sich schließlich im Parkett, auf den Rängen und in den Logen drängen. Ein deutscher Journalist, der von seinen Kollegen getrennt wurde, findet sich plötzlich in einer Loge wieder, in der er halb auf dem Schoß eines würdigen Geistlichen in dem roten Ornat eines Kardinals sitzt. Auf dem Korridor vor der Loge erhebt sich eine erregte Auseinandersetzung. Für die Gattin des Marschalls ist kein Platz mehr zu finden.

Inzwischen entwickelt sich auf der Bühne ein farbenprächtiges Bild, das ein wenig an das Finale des zweiten Aktes einer großen alten Ausstattungsoperette erinnert. Dort marschieren jetzt langsam alle jene Männer auf, die in dem Polen Pilsudskis Rang und Namen haben. Es flimmert auf der Bühne von Uniformen, Orden und Ornaten, und die wenigen Minister dieses Staates, die nicht Offiziersuniform tragen, wirken in ihren schwarzen Röcken beinahe deplaziert wie störende zivile Flecken auf der farbenfrohen Palette eines Militarismus, der seiner und seiner Wirkung stets gewiß ist.

Die Tausende auf den Rängen werden unruhig. Es muß etwas geschehen. Man muß ihnen etwas bieten. Jubelnder Beifall erhebt sich, als der Eroberer von Wilna, General Zeligowski, den damals die polnische Regierung für einen Meuterer erklären mußte, von der Bühne ins Parkett steigt, den unerhört populären Legionärsbischof Bandorski in den Kreis der ganz Prominenten auf der Bühne zu bitten.

General Sosankowski tritt an die Rampe, eine kurze Ansprache zu halten. In der allgemeinen Unruhe kann er sich kaum verständlich machen. In seinem schmalen, dunkeln Gesicht zuckt es nervös, und unwillkürlich erinnert man sich daran, daß dieser Mann sich im Mai 1926 eine Kugel durch den Kopf schoß, weil seine Posener Regimenter auf

Befehl der Regierung Witos gegen den rebellierenden Marschall marschieren wollten.

Plötzlich geht es wie ein Ruck durch die Versammlung auf der Bühne und durch die Masse im Parkett und auf den Rängen. Aus einer Kulisse heraus schiebt sich mit harten, kurzen Schritten der Marschall. Der Glanz und die Orden auf der Bühne sind mit einemmal verblaßt. Josef Pilsudski trägt an seiner einfachen blauen Litewka nicht eine einzige Auszeichnung. Mit vorgebeugtem Kopf geht er, ohne nach rechts oder links zu sehen, bis fast an die Rampe. In diesem Augenblick, ehe das Beifallstosen der Legionäre einsetzt, erinnert man sich an ein altes Bild, das den Einzug Napoleons in Berlin darstellt. Der Kaiser auf dem Schimmel, düster, in einer einfachen Uniform ohne jeden Orden, und hinter ihm die glänzende Suite der Generale und Adjutanten.

Josef Pilsudski ist sicherlich kein schlechter Massenregisseur. Er läßt eine Minute lang das irrsinnige Beifallstoben durch den Raum branden, so daß man glaubt, das Theater werde diese Erschütterung nicht aushalten. Regungslos steht er da, als ginge das alles ihn nichts an. Dann hebt er mit kurzem Ruck den Kopf und wischt mit der rechten Hand einmal durch die Luft. Mit dieser einen Bewegung bremst er das Tosen. Er beherrscht es, wie ein großer Kapellmeister mit einer Bewegung sein Orchester beherrscht.

Die Masse schweigt. Josef Pilsudski umfaßt sie mit einem Blick, und fast ist es, als ob ein ganz kurzes Lächeln um die grauen Spitzen seines buschigen Nietzsche-Schnurrbarts zucke. Die rechte Hand verschwindet wieder in der Rocktasche, und breitbeinig steht der Marschall jetzt auf der Bühne und spricht. Kein Laut, kein Räuspern, keine Bewegung würde es wagen, ihn zu stören. Aber diese tiefe, sonore Stimme, die ohne Anstrengung das spannungsgeladene Theater füllt, scheint irgendjemand andrem als dem Marschall Polens zu gehören. Mit freundlicher Eindringlichkeit spricht Josef Pilsudski wohl zwanzig Minuten lang tief philosophische Sätze. Der Begriff der Mutterliebe, in schönen Formulierungen und immer neuen gut empfundenen Variationen, ist das Thema seiner Ansprache.

Die Fünftausend heizen den Raum des Theaters mit ihrer Körperwärme und ihrer Nervenspannung bis zur Unerträglichkeit. Da bricht

Josef Pilsudski ab. Jetzt ist er nicht mehr der abgeklärte Vater, der es für richtig hielt, einen philosophischen Exkurs zu machen — jetzt ist er der alte Soldat, der alten Kameraden gute alte Soldatengeschichten erzählt. Derb sind die Späße, die von seinen Lippen kommen. Er erzählt Erinnerungen aus der Zeit, in der er in der Festung Magdeburg als Gefangener saß, weil er sich geweigert hatte, der deutschen Regierung den Treueid zu leisten. Er erzählt von Situationen und Begegnungen während des Krieges, und die Legionäre gehen mit. Sie jauchzen, sie lachen, sie brodeln auf vor Entrüstung, ganz, wie der große Regisseur dort oben auf der Bühne es von ihnen verlangt.

Schon über eine halbe Stunde spricht der Marschall. Noch ist kein politisches Wort gefallen. Die Legionäre, die gekommen waren, den Befehl: »Nach Kowno!« zu hören, sind so im Banne des Marschalls, daß es ihnen wie eine tödliche Blasphemie erscheint, als irgendeine Stimme von der Galerie herunter dieses Wort »Kowno« zu rufen wagt. Es entsteht ein sekundenlanger Tumult, nicht, weil jetzt das Wort ausgesprochen wurde, auf das alle gewartet hatten, sondern weil es einen Unverschämten gab, der den Marschall zu unterbrechen wagte.

Ein paar kurze Sätze widmet Josef Pilsudski seiner Vaterstadt Wilna. Er dankt Zeligowski und den Legionären für ihre damalige Tat. Aber das ist alles. Fast mitten im Satz bricht er ab und ist verschwunden, ehe der tosende Beifall ihn so recht zu erreichen vermag.

Das Kommando des Marschalls: »Auf nach Kowno!« ist nicht gefallen. Der Krieg ist vermieden.

Die Journalisten aus aller Welt atmen erleichtert auf. In irgendeiner Ecke ihres Herzens sind sie ein klein wenig enttäuscht.

*

Das war im August des Jahres 1928. Das war zu einer Zeit, als die Welt noch keine Ahnung davon hatte, was die kommenden Jahre ihr bringen würden. Das war in einem Moment, da die Kaufleute und Finanziers in Wallstreet oder in der City sehr ungehalten gewesen wären, wenn irgendeine Explosion die gute Konjunktur gestört hätte. In die-

sem Sommer 1928 schien es noch nicht möglich, irgendeine Frage mit Tanks und Kanonen zu lösen, und es ist ein Zeichen für die Klarheit des Staatsmannes Pilsudski, dem man so oft Verworrenheit der Gedankenführung vorwirft, daß er die Situation so richtig erkannte und nicht das Wort sprach, auf das seine Anhänger, und mit ihnen sehr große Teile des ganzen polnischen Volkes, gewartet hatten.

Zudem darf man nicht vergessen, daß Litauen auch dann kein Gegner für Warschau ist, wenn die polnische Flagge nicht in Kowno weht und wenn litauische Minister gelegentlich einmal in einer Rede von der geraubten Hauptstadt Wilna sprechen.

Anders sieht es mit Deutschland aus. Die Masse des deutschen Volkes ist doppelt so groß als die des polnischen, und diese Masse wünscht eine befriedigende Lösung der Probleme im deutschen Osten, eine Lösung, die den Wahnsinn von 1919 nicht verewigt, sondern so zurechtrückt, daß der deutsche Osten allmählich wieder lebensfähig wird. Das weiß man in Polen und hat es immer gewußt. Schon 1926 schrieb ein Anonymus, der in der Nähe des polnischen Außenministers Zaleski zu suchen sein dürfte, ein Buch »Erfahrungen und Irrtümer unserer auswärtigen Politik im Hinblick auf die Aufgaben der Gegenwart«. In diesem Werke heißt es unter anderm:

»Aber nicht nur der günstige Ausgang eines bewaffneten Konfliktes kann Polen und Litauen in den Besitz Ostpreußens bringen. Es wird sich zweifellos noch die Gelegenheit bieten, es auf friedlichem Wege zu bekommen. Wir befürchten zwar, daß sich die Losung der Revision der Friedensverträge gegen uns wendet. Aber die Losung ist bereits aufgegriffen worden, und — stecken wir unseren Kopf nicht in den Sand — die Revision wird durchgeführt werden.«

Hier stehen wir also vor der ganz klaren Erkenntnis, daß die Zeit in der Frage der deutschen Ostgrenzen gegen Polen arbeiten muß. Und es ist interessant, zu sehen, wie sich schon damals, ein Jahr nach dem Abschluß der Locarno-Verträge, die Politiker Polens darauf einstellten, für kommende bessere Zeiten Vorsorge zu treffen.

So sagt derselbe Autor in dem erwähnten Buche folgendes: »Wir müssen den Kampf um Oberschlesien auf das Territorium des Deutschen Reiches verlegen. Wir haben reichliche Mittel und juristische Möglich-

keiten, uns in dem Deutschland überlassenen Schlesien zu stärken. Das bisherige Bestreben, die dauernde Abgrenzung mit Deutschland auf Grund der bestehenden Grenze zu sichern, muß durch eine energische völkische Vorarbeit bei den Landsleuten in Deutsch-Oberschlesien ersetzt werden, denn wir haben den großen staatlichen Vorposten Polnisch-Oberschlesien nicht zu dem Zwecke erobert, um unsere Landsleute dem Raubtier als Beute zu überlassen. Wir dulden die heutige Lage nur als Zwang; innerhalb der deutschen Grenzen dürfen keine polnischen Gebiete bleiben. Es soll uns nicht entmutigen, daß diese Forderungen nicht aktuell sind. Wer kann das mit Bestimmtheit behaupten? Im übrigen beschränkt sich die Politik nicht auf die laufenden Fragen, sondern sie blickt voraus und bereitet Konstellationen vor, die ihre Aussicht begünstigen... Jedenfalls muß angestrebt werden, Oberschlesien im ersten Augenblick des Krieges von Deutschland zu trennen.«

In ganz derselben Richtung gehen Äußerungen, die Stanislaus Grabski noch einige Jahre früher in einer größeren politischen Arbeit getan hat. Er umreißt dabei die großen politischen Probleme Polens folgendermaßen: »Vor allem besteht für die Machtpolitik Polens noch immer dasselbe grundlegende Dilemma, das auf unserer ganzen bisherigen Geschichte lastete, nämlich die Frage: Welche Richtung soll die Expansion des polnischen Volkes einschlagen? Die nördliche nach der Ostsee oder die südöstliche nach der Ukraine und dem Schwarzen Meer? Die Entscheidung der ostpreußischen Frage, die der Versailler Vertrag getroffen hat, ist zu sehr gekünstelt, als daß sie sich auf die Dauer aufrechterhalten ließe, und darum eins von beiden: Entweder wir lenken die polnische Machtausdehnung ostwärts gegen Rußland, indem wir uns die Perioden seiner Ohnmacht zunutze machen, die ihm das nächste halbe Jahrhundert bringen wird, und legen damit zugleich die Entscheidung der nur provisorisch geregelten ostpreußischen Frage in die Hand Deutschlands, oder aber wir setzen unsere ganze uns zur Verfügung stehende Kraft dafür ein, daß die ostpreußische Frage durch Polen im Sinne Polens entschieden werde. Steht es aber so, dann ist jedes Schwanken vom Übel. Ohne den Zugang zum Dnjepr kann Polen bestehen. Aber ohne beständigen Zugang zum Meere kann es nicht bestehen. Dies ist der entscheidende Gesichtspunkt.«

Doch Grabski ist keineswegs kleinlich. Er beschränkt sich nicht auf Ostpreußen, sondern er verlangt, ganz ähnlich wie der hier erwähnte Anonymus, auch ganz Oberschlesien für sich und formuliert das mit schöner Unzweideutigkeit folgendermaßen: »Unter diesen Umständen muß ungeachtet der durchgeführten Teilung Oberschlesiens zu beiden Seiten der Grenze der kulturelle, wirtschaftliche und politische Kampf des polnischen Elements mit dem deutschen fortdauern. Der Gegenstand dieses Kampfes aber ist im Bewußtsein sowohl der Deutschen als der Polen ganz Oberschlesien.«

»Von der Energie, die wir in dieser Rechtung entwickeln, hängt nicht nur die Größe und die Macht Polens ab, sondern nahezu seine Existenz. Denn in der Tat, der Bestand der Republik Polen wird erst dann dauernd gesichert sein, wenn wir in dem unabwendbaren Kriege mit Deutschland siegen...«

Man wende gegenüber diesen Zitaten nicht ein, daß es sich um die Äußerungen einzelner besonders radikal-chauvinistischer Politiker handle. Es gibt andere Beispiele, zum Teil sogar aus wesentlich späterer Zeit, geschrieben von Männern, die als geistliche Erzieher starken Einfluß auf die polnische Jugend haben. So hat im Jahre 1929 der Pfarrer und Professor Lukaszkiewicz ein Geschichtsbuch veröffentlicht, das er »Legende und Geschichte von der Weichsel, von dem großen König Chrobry und dem heiligen Adalbert« nennt. In diesem, mit dem Imprimatur, das heißt der offiziellen Druckerlaubnis, des Bischofs von Kulm veröffentlichten Werke heißt es u. a.:

»Wir haben ein Recht darauf, das wieder an uns zu nehmen, was die Polanen vor Otto I. im Westen und was sie vor den Warägo-Russen im Osten besaßen. Die Deutschen haben Polen an der Oder und an der Ostsee beraubt und die Russen in Kiew und am Njestr und Boh. Wir müßten dies unbedingt zurückerhalten. Das ist kein Raub oder Imperialismus, das ist die Pflicht, geraubtes Erbgut wieder zurückzuholen. Die Ostsee muß der Stützpunkt, und das Schwarze Meer muß die Ergänzung der Großmachtstellung Polens werden. Das Ideal oder das hohe Ziel muß der Weckruf zum Handeln sein, damit es verwirklicht werde. Christus und Polen von Meer zu Meer, das ist die Losung des Polen. Zu viel haben wir an die Deutschen, die Litauer und Juden ver-

schenkt. Wir haben schon die Hälfte des von Gott erhaltenen Erbes vertan.«

Das Besitzrecht, das die Polen auf Oberschlesien und Ostpreußen geltend machen, wird bei allen möglichen Gelegenheiten mit immer erneuter Energie betont. Dabei ist es nur eine Frage der Taktik, daß sich nicht die offiziellen Regierungsstellen selber diese Parolen zu eigen machen. Aber es ist immerhin bezeichnend, daß anläßlich einer Feier, die am 25. Januar 1930 in Thorn als Erinnerung an die zehn Jahre vorher erfolgte Besitzergreifung durch Polen stattfand, der Führer der Christlichnationalen Partei, Dr. Bartoszewicz, folgendes ausführte:

»Das Stückchen Pomerellen, das wir heute haben, hört nicht auf, eine Bedeutung für Polen zu haben. Wenn es zu klein ist, so muß man zu Gott hoffen, daß es einst größer werden wird. Wenn Danzig nicht Polen einverleibt wurde, wie man es hätte machen können, so muß Polen alle Anstrengungen machen, damit dieser gegenwärtige Zustand nur eine vorübergehende Periode ist. Die Weichselmündung darf keinem andern als nur Polen gehören. Wir haben aber noch eine andere Frage, die uns vielleicht am meisten schmerzt, das ist die ostpreußische Frage. Wenn die Kreuzritter von Polens Gnaden sich auf dem rechten Weichselufer festgesetzt haben, so haben wir trotz alledem unser gutes Recht auf den Besitz dieser Gebiete nicht verloren, und es ist doch derjenige Herr der Situation, der fühlt, daß er ein moralisches Recht hat, das mächtiger ist als das, was in diesem Augenblick geschieht. Wer kein Recht hat und doch regiert, der regiert mit der Übermacht — und die Übermacht ist eine vorübergehende Sache.«

All den hier zitierten Sätzen aus Büchern und Reden ist zunächst einmal eins gemeinsam: die Selbstverständlichkeit, mit der der Anspruch auf weite rein deutsche Gebiete geltend gemacht wird. Aber noch ein zweites Moment ist an sich schon interessant und gewinnt noch an Bedeutung dadurch, daß man es, ohne den Dingen Gewalt anzutun, in Zusammenhang mit den Agitations- und Propagandamethoden der amtlichen polnischen Politik bringt: in all diesen Büchern und Reden wird nämlich übereinstimmend darauf hingewiesen, daß Polen zur Verwirklichung seiner Expansionsabsichten den g ü n s t i g e n M o m e n t abwarten müsse.

Wann aber — und diese Frage ist nicht nur für Deutschland, sondern

für ganz Europa von schwerstwiegender Bedeutung — wird der Zeitpunkt gekommen sein, auf den alle diese polnischen Patrioten mit Spannung warten? Wann wird sich eine politische Konstellation ergeben, die es der amtlichen polnischen Politik zweckmäßig erscheinen läßt, von der bisherigen Taktik der wühlenden Agitation und der Stimmung machenden Propaganda zur Tat, das heißt zur mehr oder weniger gewaltsamen Losreißung Ostpreußens und Oberschlesiens vom Körper des Deutschen Reiches, zu schreiten?

Es ist eine sehr bequeme Taktik, sich mit den Dementis der offiziellen polnischen Amtsstellen zu beruhigen und die Lage so darzustellen, als ob keine Gefahr für den deutschen Osten bestünde. Das mag äußerlich in den Jahren bis 1928 noch einigermaßen zutreffend gewesen sein, obwohl die hier zitierten Stimmen aus früheren Jahren die Tendenzen der polnischen Politik sehr klar zum Ausdruck bringen. Inzwischen aber haben sich die Verhältnisse in verschiedener Hinsicht vollständig geändert. Das, was die polnischen Politiker bereits 1926 vorausgesagt haben, ist eingetreten: Die Parole der Grenzrevision ist nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt in den letzten Jahren aufgenommen worden. Die Zahl der Engländer und Franzosen, der Amerikaner und sogar der Asiaten, die sich durch eigenen Augenschein von der Unmöglichkeit der deutschen Ostgrenzen überzeugt haben, wächst von Jahr zu Jahr. Man braucht nicht mehr zu suchen, um in der ausländischen Presse aller Länder und aller Schattierungen Artikel zu finden, die sich mit diesen Problemen beschäftigen, und zwar in einer Weise beschäftigen, die der polnischen These keineswegs entspricht. Anfänglich schien es noch möglich zu sein, daß Polen dieser Auseinandersetzung dadurch aus dem Wege ging, daß es die Existenz einer Korridor-Frage glatt verneinte. Aber ähnlich, wie Polen sich allmählich dazu hat verstehen müssen, über das Wilna-Problem auch offiziell zu diskutieren, haben sich die Dinge bezüglich der Grenzen gegen Deutschland entwickelt. Die Zeit beginnt langsam, aber wirkungsvoll gegen Polen zu arbeiten.

Das weiß und fühlt man in Warschau nicht erst seit gestern. Und aus dieser Erkenntnis entspringt der fieberhafte Eifer, mit dem die amtliche polnische Propaganda in Deutschland und im Auslande arbeitet. Man merkt, daß man nicht mehr Zeit haben wird, den Boden vorsichtig und

langsam zu bereiten, und man empfindet sehr deutlich, daß diese Vorbereitung allein auf die Dauer nicht hinreichen wird, die polnischen Wünsche in Erfüllung gehen zu lassen.

Aber Polen ist ein Land, das in besonders kritischen Situationen gelegentlich durch außergewöhnliche und unerwartete Glückszufälle Hilfe erfährt. Das ist bereits zweimal im neuen Polen der Fall gewesen. Einmal während des Krieges mit Rußland, durch das sogenannte Wunder an der Weichsel, und zum zweitenmal im Jahre 1926, als die drohende zweite Inflation und eine Wirtschaftskatastrophe ungeahnten Umfanges durch die Folgen des englischen Generalstreiks und des noch monatelang andauernden englischen Kohlenstreiks in letzter Stunde verhindert werden konnten. So hofft man denn auch heute in Warschau auf die Hilfe des Zufalls, die sich schon so oft bewährt hat.

Der große Gegner Deutschland windet sich in den Krämpfen innerpolitischer Auseinandersetzungen, und die deutsche Wirtschaft steht vor dem Zusammenbruch. Das sind die beiden Hauptpunkte, auf die sich heute das Warschauer Augenmerk richtet. Man darf wohl behaupten, daß in keinem andern europäischen Lande die Entwicklung der nationalsozialistischen Bewegung mit solchem eingehenden Interesse beobachtet worden ist und beobachtet wird, wie in Polen. Wie die Dinge auch kommen mögen, Polen hofft unter allen Umständen Nutzen aus ihnen ziehen zu können. Sollte es der Partei Hitlers über kurz oder lang auf irgendeine Weise gelingen, maßgeblichen Einfluß auf die Regierung zu erlangen, so glaubt man nur zu gerne den Ankündigungen der Gegner Hitlers, daß ein solches Ereignis den Bürgerkrieg in Deutschland bedeuten werde. Nur sehr dürftig war daher in der polnischen Presse das Bedauern darüber maskiert, daß Hitler bei den Präsidentschaftswahlen des Jahres 1932 nicht größere Erfolge erzielt hat, als es der Fall gewesen ist. Aber man ist deshalb in Warschau nicht lange traurig gewesen. Kommt Hitler nicht zur Macht, so argumentiert man, dann werden seine Anhänger sich bald weiter radikalisieren und auf diese Weise von neuem die innere Konsolidierung Deutschlands unmöglich machen und bürgerkriegartige Zustände verewigen.

Doch man ist in Polen keineswegs so kurzsichtig, auf die inneren Auseinandersetzungen in Deutschland allein zu bauen, denn man weiß, daß

ein polnischer Zugriff auf Ostpreußen wahrscheinlich im Augenblick alle inneren Gegensätze verstummen lassen würde und das deutsche Volk zu einer verzweifelten Widerstandsfront gegen die polnische Armee zusammenschweißen müßte. Die Entwicklung der inneren Politik in Deutschland kann also nur einen gewissen Unterstützungscharakter für die polnischen Absichten haben, wenn man nicht den Fall eines vollständigen und absoluten anarchischen Chaos voraussetzen will.

Wesentlicher erscheinen daher die außenpolitischen wirtschaftlichen und finanzpolitischen Probleme, die das Deutschland der schlimmsten Krisenjahre zu erdrücken drohen. Hier liegen die Möglichkeiten, die im Zusammenwirken mit den innerpolitischen Vorgängen unter Umständen überraschend schnell die Situation zu schaffen vermögen, die den Polen das Zuschlagen zweckmäßig erscheinen läßt. Daß die amtliche Warschauer Politik alles tut, was in ihren Kräften steht, die Entwicklung in dieser Richtung zu treiben, ist nur eine Selbstverständlichkeit. Man denke nur einmal an die Haltung Polens auf der Genfer Abrüstungskonferenz. Schon vor Beginn der offiziellen Verhandlungen haben die amtlichen Vertreter Polens ganz offen und unverblümt erklärt, daß sie jede Vereinbarung über eine wirksame Rüstungsbeschränkung zu Fall bringen würden, wenn nicht alle Forderungen Polens hinsichtlich der Sicherheit und des sogenannten »désarmement moral« erfüllt würden. Was Polen selbst unter moralischer Abrüstung versteht, dürfte klar sein, wenn man die hier klargelegten Propaganda- und Agitationsmethoden und die polnischen Annektionsforderungen einmal in Ruhe betrachtet. Politik muß vielleicht nicht immer mit absoluter Ehrlichkeit betrieben werden. Aber es gehört schon ein ganz erstaunliches Maß von innerer Unehrlichkeit dazu, gleichzeitig die Forderung nach moralischer Abrüstung zu erheben und eine Propaganda von der Art zu betreiben, wie sie hier aufgezeigt wurde.

Während der Genfer Verhandlungen selbst hat Polen durch den Mund seines Außenministers alles getan, um weiter und in jeder erdenklichen Form gegen Deutschland zu agitieren und Stimmung zu machen. Es ist August Zaleski vorbehalten geblieben, als einziger Redner in der Generaldebatte der Abrüstungskonferenz eine Flut von unqualifizierbaren Anwürfen gegen die angeblichen Geheimrüstungen Deutschlands zu schleudern — eine Taktik, zu der andere Mächte, deren Standpunkt in der Ab-

rüstungsfrage sachlich sehr weit von dem Deutschlands entfernt ist, nicht gegriffen haben, weil sie nicht von vornherein die ohnehin gespannte Atmosphäre weiter belasten wollten.

Man hofft ohne Zweifel in Warschau, die ganze Abrüstungsfrage so komplizieren zu können, daß an ihrem Ende nicht eine Entspannung, sondern eine neue bedenkliche Verschärfung der weltpolitischen Situation steht. Man möchte unter allen Umständen erreichen, daß Deutschland mit einem möglichst geringen Gewinn an Sympathien aus den Genfer Verhandlungen hervorgehe und womöglich die Schuld an einem Scheitern der Abrüstungsbemühungen zu tragen habe. Das ist der Sinn und das Ziel der polnischen Taktik in Genf, die nur ein Glied in der Kette jener Fragen und Probleme ist, die eine möglichst günstige politische Konstellation im Sinne der polnischen Absichten herbeizuführen berufen sind.

Bei anderen wichtigen Fragen ist die polnische Politik mehr als beim Abrüstungsproblem auf Beobachtung und interessiert gespanntes Abwarten angewiesen. Die Möglichkeit, in Wirtschafts- und Finanzfragen oder bei der Lösung des Reparationsproblemes direkt einzugreifen, besteht nicht, und man ist auch in Warschau viel zu klug, hier nicht Zurückhaltung zu üben. Es gibt da eine Anzahl von Erfahrungen, die dagegen sprechen, daß die polnische Politik unmittelbar aktiv werden könnte, wenn es sich um das Problem der Beziehungen Deutschlands zu Frankreich oder auch zu andern Großmächten handelt. Man weiß in Warschau, daß bisher die Versuche, deutsch-französische Verhandlungen unmittelbar mit polnischen Wünschen zu belasten, noch immer fehlgeschlagen sind. Das war sowohl in Locarno der Fall als auch bei den Verhandlungen über die Räumung des Rheinlands. Beide Male trat Polen mit Spezialwünschen auf, die die ohnehin schwer zu lösenden Probleme noch weiter zu komplizieren drohten, und beide Male war das Echo aus Frankreich keineswegs besonders freundlich. Inzwischen haben sich die Verhältnisse so entwickelt, daß man in Warschau die französisch-polnischen Freundschaftsbeziehungen, so laut sie bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit auch betont werden, nicht mehr für so unbedingt zuverlässig hält wie in den vergangenen Jahren. Es ist gerade zu Beginn des Jahres 1932 hinter den Kulissen ein recht erbitterter Kampf darum geführt worden, ob der geheime Militärvertrag mit Frankreich aus dem

Jahre 1922, den damals Foch und Sikorski unterzeichneten, in der alten Form über das Jahr 1932 hinaus verlängert werden sollte. Und zwar ist es bezeichnend, daß die Wünsche auf eine Abänderung und Lockerung der militärischen Beziehungen zwischen Frankreich und Polen in erster Linie von Paris ausgingen. Man geht dabei wohl nicht fehl in der Annahme, daß gewisse Verärgerungen der französischen Rüstungsindustrie, hauptsächlich der Schneider-Creuzot-Werke, dabei mitgesprochen haben; denn es sind in der letzten Zeit einige größere Bestellungen der polnischen Heeresverwaltung an amerikanische Firmen vergeben worden, die billiger zu liefern versprachen als Schneider-Creuzot.

In dieser allgemeinen Unsicherheit ist es für die Warschauer Politik ein beträchtlicher Trost, daß die Probleme, die drohend über Deutschland hängen, so unendlich vielfältig und kompliziert sind und daß man ihnen eine wirklich befriedigende Lösung kaum zu prophezeien wagt. Die Warschauer Rechnung geht daher etwa in folgender Richtung: Man nimmt an, daß die Reparationsfrage und die von ihr nicht zu trennende Frage der interalliierten Kriegsschulden an Amerika entweder gar nicht oder doch so zögernd und langsam gelöst werden, daß sich daraus sehr schwerwiegende politische Verstimmungen und — was in diesem Zusammenhange fast noch wichtiger ist — katastrophale wirtschaftliche und finanzielle Folgen für Deutschland ergeben. Die Warschauer Politiker halten es für nicht ausgeschlossen, daß als Konsequenz zögernd geführter Reparationsbesprechungen Deutschland doch noch zu einem offiziellen Moratorium für alle Zahlungen an das Ausland wird schreiten müssen. Die Entwicklung der deutschen Devisenlage, die schon in den ersten Monaten des Jahres 1932 eine immer schärfere Einschränkung der Devisenzuteilung für die Einfuhr veranlaßt hat, wird in Warschau als erster bedeutsamer Schritt in dieser Richtung angesehen. Die Absperrung der einzelnen Länder von der Außenwelt durch den Aufbau überhöhter Zollmauern und anderer Einfuhrhemmnisse muß weiter dazu beitragen, den deutschen Export zu reduzieren und damit die innerwirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland zu erschweren.

Wenn im Zuge dieser Entwicklung eines Tages der Moment kommt, da drüben in Amerika ernsthaft die Frage auftaucht, ob nicht die in Deutschland investierten Milliarden doch abgeschrieben werden müssen,

dann ist der Augenblick da, auf dessen Eintreten man in Warschau gespannt wartet. Gelingt es, etwa zur gleichen Zeit im Zuge der Reparations- und Abrüstungsverhandlungen die allgemeine Weltmeinung auch nur einigermaßen gegen Deutschland mobil zu machen, so hofft man in Polen zum mindesten auf die stillschweigende Zustimmung und Unterstützung Frankreichs dafür, daß die Warschauer Politik sich zu einer Art Vollstreckungs-Treuhänder für die um ihre Zahlungen aus Deutschland »betrogenen« politischen und privaten Gläubiger macht.

Bei dieser Rechnung spielt natürlich auch die weitere Verschärfung der inneren Gegensätze in Deutschland eine nicht zu unterschätzende Rolle. Man hofft darauf, Verständnis für die These zu finden, daß es des Kulturstaates Polen unwürdig sei, seine unter deutscher Herrschaft befindlichen Volksgenossen in Ostpreußen und Oberschlesien ohne Hilfe dem deutschen Hexenkessel zu überlassen. Die in der Welt betriebene Propaganda wegen des angeblich polnischen Charakters von Ostpreußen und Oberschlesien soll dann die sozusagen moralische Plattform für das Vorgehen Polens bilden.

Es ist auch in diesem Falle nicht anzunehmen, daß Polen offiziell einen Krieg beginnen würde. So etwas tut man heute nicht mehr. Man hat dafür in Japan einen ausgezeichneten Lehrmeister gefunden. Irgendein aus der allgemeinen Gewitterstimmung leicht zu erklärender natürlicher oder auch provozierter Zwischenfall würde wahrscheinlich den Vorwand bieten, zum Schutz der polnischen Volksgenossen in Ostpreußen und Oberschlesien gewisse militärische Maßnahmen zu treffen. Man würde diese Landesteile beileibe nicht ohne weiteres annektieren; aber man hätte sicherlich nichts dagegen, wenn sich zum Beispiel in Ostpreußen ein provisorischer Volksrat zusammenfände, der die Lostrennung Ostpreußens vom Reiche erklärte und sich unter den Schutz Polens stellte. In allen Ehren natürlich. Ganz freiwillig und als autonomer Staat, etwa in der Form von Danzig.

Man kann sogar damit rechnen, daß zunächst die polnische Regierung ihren Zusammenhang mit derartigen Aktionen strikt ableugnen würde, wie sie das im Falle von Wilna gegenüber dem General Zeligowski auch getan hat.

Der deutsche Widerstand gegen eine derartige Aktion würde durch die

Existenz des Korridors unendlich erschwert. Ohne Verletzung des polnischen Korridorgebietes wäre eine Säuberung Ostpreußens zum Beispiel militärisch gar nicht durchzuführen. In dem Augenblick einer solchen Verletzung aber würde sich die polnische Regierung mit lautem Wehgeschrei als angegriffen erklären und hätte dann freie Hand, ihre gesamten militärischen Machtmittel zur Erreichung ihrer Ziele einzusetzen.

Diese Konstruktion ist keineswegs mit besonderem Aufwand von Phantasie zusammengestellt. Sie ergibt sich zwangsläufig aus dem Ablauf gewisser Entwicklungszüge, wenn man die vorbereitende polnische Agitation und Propaganda dabei mit berücksichtigt.

Wenn in Deutschland diese Erkenntnis bisher noch nicht vorhanden war, so ist das darauf zurückzuführen, daß eben diese Zusammenhänge zwischen einer zielbewußten und skrupellosen Agitation und den Expansionstendenzen der polnischen Politik übersehen worden sind. Es ist nur ein schwacher Trost, zu wissen, daß dieser Mangel an Erkenntnis nicht auf Deutschland beschränkt ist, sondern draußen in der Welt noch weit mehr verbreitet sein dürfte.

Wir können daher nur die Hoffnung haben, daß nicht eines Tages eine erschreckte und erstaunte Welt vor explosiven Ereignissen steht, die Europa nur allzuleicht von neuem in ein Trümmerfeld zu verwandeln vermöchten.

Kapitelübersicht

Druck von Hesse & Becker, Leipzig
Einband von E. A. Enders, Leipzig

Das ist P

Unter diesem Titel erschien von demselben A
im gleichen Verlag ein Buch, das in der F.
bild des polnischen Staates vor unseren Augen erstehen läßt. Dieses Werk
wurde sofort nach Erscheinen in Polen v
sich nicht unterschlagen! In Polen selbst
größte Reklame machte für das Buch —
Welt weiß, daß die Tatsachen in diesem
gesagt — die Wirklichkeit noch schlimmer

„In dem Buche Oertzens gibt es keine Ausbrüche von Abscheu und Verachtung, und eben aus diesem Grunde ist das Buch bedrohlicher und gefährlicher als alle anderen ... Es enthält eine Reihe von plastischen Bildern, die das Blut in den Adern erstarren lassen ... Die Geschichte über das ukrainische Dorf wird mit der Zeit durch die ganze Welt gehen." So schrieb die Warschauer Rechtszeitung »ABC«. „Der Inhalt zeigt, daß der Verfasser es verstanden hat, zu hören und zu sehen. »Das ist Polen« ist für Polen das schädlichste Buch, das überhaupt jemals geschrieben worden ist", berichtet, völlig konsterniert, die »Polonia«, das Organ Korfantys — Das ist Polen, ein politisches und wirtschaftliches Phantom! Millionen Deutscher, Litauer, Ukrainer und Weißrussen schreien ihre Not gen Himmel. Niemand hört sie an. Der Völkerbund faßt „zu gegebener Zeit" Beschlüsse, aber die entsetzliche Not dauert fort. Wer kennt die mittelalterlichen Vorgänge des vergangenen Herbstes bei der sogenannten „Befriedungsaktion" der polnischen Regierung in der Westukraine? Wer kennt die Schicksale der deutschen Minderheit in den ehemaligen Provinzen Westpreußen und Posen? Bild um Bild gleitet vorbei. — Die Konsequenz des polnischen Vorgehens imponiert ohne Zweifel. Aber eben deshalb mußte einmal ein Buch dem Deutschen, allen Deutschen ausführlich darüber Auskunft geben, welch ungehemmter kulturfeindlicher Wille an unserer schutzlosen Grenze im Osten droht — droht.

Lernen Sie diesen Gegner selbst gründlich kennen. Kein Roman, keine Phantasie, keine Tendenzschrift enthüllt die Absichten der polnischen Politik so treffend, wie dieses aufschlußreiche Buch. Lesen Sie es selbst!

Preis kartoniert 4.— Mk., in Leinen 5.50 Mk.